

Berlin, Meyerbeer 26

Tanja Nause



DOWNLOAD



Editorial Idiomias
Hueber

Berlin, Mrbeer

Tanja Nause

26

Fotos: Sophie Caesar

1ª Edición, 3ª impresión, 2013

1. Auflage, 3. Druck, 2013

© Editorial Idiomas, S.L. Unipersonal, 2011

© Tanja Nause, 2011

Depósito Legal: M-15132-2011

ISBN: 978-84-8141-043-3 (Print)

ISBN: 978-3-19-378601-2 (PDF)

Queda rigurosamente prohibida, sin la autorización escrita de los titulares del *Copyright*, bajo las sanciones establecidas en las leyes, la reproducción total o parcial de esta obra por cualquier medio o procedimiento, incluidos la reprografía y el tratamiento informático, así como la distribución de ejemplares mediante alquiler o préstamo públicos.

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlichen zugelassenen Fällen bedarf deshalb der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Editoras/Verlegerinnen: Michaela Hueber, Sophie Caesar

Redacción/Redaktion: Tanja Nause, Sophie Caesar

Maquetación/Lay-Out: Conny Schmitz, Hamburg

Fotos: Sophie Caesar

Diseño cubierta/Umschlaggestaltung: Conny Schmitz, Hamburg

Impresión/Druck: Javelcom Gráfica, S.L.

Berlin, Meyerbeer 26

UNSER HAUS	<i>Nachts</i>	1
	<i>Geräusche</i>	5
	<i>Meine Geschichte</i>	9
	<i>Grrrrff, Grrrrff</i>	13
PROF. K. HÜBNER	<i>Die Himmelskanone</i>	17
	<i>Warum ich höre</i>	21
ANNI ZEBUNKE	<i>Kleine Runde</i>	27
	<i>Junge Menschen</i>	33
	<i>Familiengeschichte</i>	37
	<i>Zweiundvierzig</i>	43
W. NELLES	<i>Berlin – Bonn</i>	51
	<i>East Side Gallery</i>	55
SANDRA KLUGE	<i>Jacob Meyer Beer</i>	59
	<i>Schönhauser Allee</i>	63
FAM. GROSCHMANN	<i>Selbstversuch</i>	69
	<i>Porzellan malen</i>	73
	<i>Wir Stochastiker</i>	79
GRUBER/RICHTER	<i>Die Einladung</i>	83
	<i>Kommunikation</i>	87
	<i>Holz oder Stein</i>	91
JUTTA GEBHARDT	<i>Schnittig</i>	95
	<i>Nagelstudio</i>	99
DAS FEST	<i>La Grande Dame</i>	103
	<i>Händchen halten</i>	109
	<i>Elbflorenz</i>	113
	<i>Six degrees of separation</i>	117

UNSER HAUS

Nachts

Ich heiße Josefine, guten Tag, und ich wohne in Berlin. Berlin ist eine schöne und interessante Stadt, finde ich. Ich wohne gern hier. Um genauer zu sein: Ich wohne gern in Berlin-Weißensee. Weißensee liegt im Norden von Berlin, im Stadtbezirk Pankow. Das ist ein schöner und sehr grüner Stadtteil. Die Straße, in der ich wohne, heißt Meyerbeerstraße, und mein Viertel heißt Komponistenviertel. Alle Straßen hier sind nach berühmten Komponisten benannt: Puccinistraße, Mahlerstraße, Bizetstraße. Smetanastraße, Chopinstraße, Gounodstraße. Und eben: Meyerbeerstraße. Ich wohne in Berlin, Meyerbeer 26.

Nachts brennen in der Meyerbeerstraße nicht viele Lichter. Die Straßenlaternen scheinen gelb und trüb auf den Bürgersteig herab. Nur das Schaufenster des Friseursalons *Schnittig* an der Ecke zum Solonplatz ist hell erleuchtet.

Und dann ist da mein Wohnzimmerfenster. Erste Etage. Das ist auch oft erleuchtet. Wenn ihr nachts um halb zwei durch die Meyerbeerstraße geht, dann werdet ihr mein Wohnzimmerfenster wahrscheinlich noch erleuchtet sehen.

Hinter diesem Fenster sitze ich.

Ich gehe immer sehr spät schlafen. Jeden Tag sage ich mir: Fi, heute solltest du einmal früher schlafen gehen! Heute solltest du einmal um Mitternacht ins Bett gehen! Heute solltest du spätestens um halb eins ins Bett gehen! Sonst bist du morgen müde! Aber dann sitze ich doch wieder an meinem Schreibtisch. Und plötzlich ist es wieder halb zwei. Oder zwei! Manchmal gehe ich auch *noch* später schlafen, aber davon erzähle ich lieber ein andermal.

Carlos sagt, dass es nicht gesund ist, so spät schlafen zu gehen. Er macht sich Sorgen um meine Gesundheit. Er macht sich Sorgen um meinen Schlaf. Ich finde das sehr lieb von ihm, aber ich kann meine Angewohnheit nur schwer ändern. Um elf Uhr am Abend setze ich mich an meinen Schreibtisch hinter dem Fenster, das hell erleuchtet ist, und beginne mit meiner Arbeit.

„Ja, aber was *machst* du denn dann, Josefine?“, fragt ihr. Nun, ich *höre*. Ich sammle Geräusche. Ich sammle sie tagsüber. Und ich sammle sie nachts. Ich höre auf die Geräusche aus meiner eigenen Wohnung. Zuerst höre ich, wie Carlos sich die Zähne putzt. Wie er den Wasserhahn aufdreht. Wie das Wasser rauscht¹. Wie er den Wasserhahn wieder zudreht. Dann höre ich seine Schritte. Er kommt ins Wohnzimmer und sagt: „Gute Nacht, Josi. Ich gehe jetzt schlafen. Bleib nicht mehr so lange auf!“ Und ich sage: „Nein, Carlos, ganz bestimmt nicht! Ich komme auch gleich!“ Dann geben wir uns einen Kuss.

Carlos nennt mich „Josi“. Er spricht das „J“ spanisch aus, so wie in „José“ oder in „Jesús“. Josefine ist ja auch wirklich ein langer Name. Meine Freunde kürzen ihn ebenfalls ab. Sie sagen einfach: „Fi“.

Später höre ich, wie Carlos mit Papier raschelt². Er liest im Bett die Zeitung, *El País* vielleicht, oder die *Süddeutsche Zeitung*. Ich höre, ob ich am Rascheln erkennen kann, welche der beiden Zeitungen er liest. „*Apago*“³, ruft er dann und löscht das Licht. Ich höre, wie er sich im Bett herumdreht. Er muss früh aufstehen.

¹ rauschen: ein Geräusch machen wie das Meer

² rascheln: ein Geräusch machen wie Blätter im Wind

³ *apago* (span.): Ich mache das Licht aus. / Ich lösche das Licht.

Wenn bei uns in der Wohnung alles still geworden ist, beginne ich mit den Nachbarwohnungen. Im Laufe der Jahre habe ich meine Nachbarn dadurch sehr gut kennengelernt. Indem¹ ich ihnen zugehört habe. Manche Menschen stören die Geräusche, die andere Menschen machen. Mich nicht. Ich höre den Menschen gern zu. Ich höre meinen Nachbarn gern zu. Ich kenne viele ihrer Gewohnheiten. Ich weiß, wann sie den Fernseher ausschalten. Ich weiß, wann sie sich die Zähne putzen. Ich weiß, wann sie ausgehen und wann sie wieder nach Hause kommen. Ich weiß, wie die Dielen² und Fußböden knarren³. Ich weiß, wer sich streitet und wer nicht. Und ich weiß, wann meine Nachbarn schlafen gehen. Ich bin meistens die letzte im Haus, die das Licht löscht.

¹ indem: dadurch, dass

² die Diele(n): die einzelnen Bretter eines Fußbodens aus Holz

³ knarren: ein Geräusch machen wie Holz, auf das man tritt

Geräusche

In unserem Viertel, dem Komponistenviertel, stehen viele Gründerzeithäuser. Diese Häuser stammen aus der Zeit zwischen 1860 und 1880, der sogenannten „Gründerzeit“.

Gründerzeit

Um 1870 gab es in Deutschland und Österreich einen starken wirtschaftlichen Aufschwung. Gab es vor 1870 in Deutschland nur 235 Aktiengesellschaften, so entstanden allein in den Jahren des „Gründerbooms“ mehr als 900 neue Aktiengesellschaften. Auch neue Wohnviertel wurden überall gebaut. Häuser aus dieser Zeit nennt man „Gründerzeithäuser“.

Unser Haus ist auch schon alt. Nicht ganz so alt. Aber auch alt.



Als unser Haus gebaut wurde, hieß mein Viertel noch „Französisches Viertel“. Die Straßen trugen damals noch die Namen von französischen Kriegsschauplätzen¹. Sedanstraße, Wörthstraße, Belfortstraße. Elsaßstraße, Lothringenstraße, Metzstraße. Unsere Meyerbeer hieß Straßburger Straße. Die Straßen wurden damals so benannt, weil Preußen 1870/71 den sogenannten „Deutsch-Französischen Krieg“ gewonnen hatte. Erst 1951 bekamen die Straßen ihre heutigen Namen. Man wählte berühmte Komponisten. Musik statt Krieg. So entstand unser Komponistenviertel.

Unser Haus in der Meyerbeerstraße ist inzwischen renoviert worden. Bei der Renovierung wurde alles neu gemacht: das Dach, das schon sehr alt war; die Treppen, die krumm- und schiefgelaufen waren; die Fußböden, die furchtbar knarnten. Es wurde ein modernes Heizungssystem eingebaut und der Putz² wurde erneuert.

Auch vor der Renovierung habe ich schon viel auf Geräusche gehört. Ich habe überhaupt schon immer viel *gehört*. *Zugehört*. Aber ich habe die Geräusche unseres Hauses und seiner Mieter damals noch nicht systematisch gesammelt. Nicht so, wie ich es heute mache. Das systematische Sammeln von Geräuschen hat erst nach der Renovierung angefangen.

Als nämlich alle Arbeiten am Haus beendet und alle Mieter zurück in ihren Wohnungen waren, saß ich eines Abends da und hörte auf das wiedergekehrte Leben. Ich freute mich darauf.

¹ der Kriegsschauplatz: ein Ort, an dem ein bestimmtes Ereignis in einem Krieg stattfand (Waterloo, Stalingrad)

² der Putz: eine Mischung zum Bauen aus Sand und Wasser; Putz wird an die Wände von Häusern gegeben

Doch wie groß war mein Erstaunen! Die Geräusche hatten sich komplett *verändert*! Ich hörte kein Knacken¹ des Holzes mehr. Ich hörte kein Knarren der alten Fußböden mehr. All die herrlichen Geräusche unseres alten Hauses waren durch die Renovierung verloren gegangen!

Zum Beispiel: der Wind. Bei starkem Wind gab es damals die merkwürdigsten Geräusche in unserem Haus. Lose Dachziegel² etwa. Sie klopften ganz leise aneinander: *klack klack*. So machten diese Dachziegel. *Klack klack*.

Oder das Kabel der Hausantenne, das nicht richtig an der hinteren Hauswand befestigt war. Das Ende des Kabels bewegte sich im Wind und schlug dabei gegen die Hauswand. *Napp napp*, machte das. *Napp napp*.

Und die alten Klingeln! *Ding dong! Ding dong!* Jetzt schrillen die neuen Klingeln einfach alle gleich: *Trrrrr, trrrrr*. Das *Ding dong* von damals war viel schöner. Ich konnte am Klang der einzelnen Klingeln immer unterscheiden, welcher unserer Mieter gerade Besuch bekam. Außer bei mir selbst, denn meine Klingel war bis zur Renovierung zwei Jahre lang kaputt. Sie gab nur ein leises *hhhhh hhhhh* von sich³.

An diesem Abend, als ich auf die neuartigen Geräusche in unserem vollsanierten⁴ Haus hörte, beschloss ich, Geräuschesammlerin zu werden. Ich weiß, dass Geräuschesammlerin kein Beruf ist. Man kann davon nicht leben, falls sich das jemand

¹ knacken: einen kurzen, harten Ton von sich geben

² der Dachziegel: ein rotbrauner Stein aus Ton, der zum Decken von Dächern verwendet wird

³ von sich geben: etwas sagen, etwas ausstoßen

⁴ vollsanziert: vollständig renoviert, von außen und innen ganz neu gemacht

fragen sollte. Doch von meinem eigenen Beruf kann ich auch nicht leben. An diesem Abend fand ich es nicht mehr sinnvoll, dass es keine Geräuschesammler geben sollte. Ich fand es nicht sinnvoll, dass niemand Geräusche sammelte. Nur, weil man davon nicht leben kann? Denn die Geräusche *sind* doch voller Leben! Sie *zeigen* etwas über die Menschen.

Geräusche entstehen, leben und sterben.

Sie haben eine *Geschichte*.

Ich höre zu und zeichne sie auf.

Meine Geschichte

Mein Beruf, den ich heute nicht mehr ausüben kann, ist ein sehr schöner Beruf. Ein sehr alter und seltener Beruf. Es ist ein echter deutscher Handwerksberuf. Ich bin Buchbinderin¹.

Ich habe das richtig gelernt: das Bücherbinden. Zwei Jahre lang habe ich gelernt, Papier zu falzen² und zu heften. Ich habe gelernt, die Buchdeckel herzustellen, den Einband. Ich habe gelernt, wie man Vorsatzpapier³ einklebt. Und wie man Lesebändchen einfügt. Ich habe Goldschnitt⁴ gelernt und das Prägen von Titeln. Buchbinder ist ein wunderschöner Beruf.

Nachdem ich die Lehre abgeschlossen hatte, habe ich in einer kleinen Buchbinderei gearbeitet. Mehrere Jahre lang. Wir haben einzelne Bücher gebunden. Wir haben auch Restaurierungsarbeiten an sehr alten Büchern gemacht. Aber dann ging die Besitzerin dieser kleinen Buchbinderei in Pension und hat ihren Laden geschlossen. Und ich bin in eine große industrielle Druckerei und Buchbinderei gekommen.

Dort taten große Maschinen das, was wir vorher von Hand gemacht hatten. Große Maschinen, die das Papier schnitten. Große Maschinen, die das Papier in Stapeln zusammenfassten. Andere Maschinen, die diese Stapel mit Faden zusammenhefteten. Noch andere Maschinen, die das Papier klebten. Ich liebte die großen Maschinen! Ich liebte das grüne Metall. Die vielen

¹ der Buchbinder: ein Handwerker, der aus einzelnen bedruckten Blättern (Bögen) Bücher macht

² falzen: scharf knicken, auf das gewünschte Format falten

³ das Vorsatzpapier: ein Doppelblatt, das vorn (und hinten) in ein Buch eingeklebt wird und das Buchdeckel und Buchblock zusammenhält; das Vorsatzpapier kann verziert (marmoriert) oder bunt sein

⁴ der Goldschnitt: eine Verzierung der oberen, unteren und seitlichen Schnittkanten eines Buchblocks

Knöpfe und Hebel zum Bedienen. Ich liebte die unfassbare Größe und Kraft dieser Papiermaschinen.

Auch die Schichtarbeit fand ich nicht so schlimm. Dass ich eine Woche lang nachts arbeiten musste, dann wieder eine Woche lang tagsüber. Und dass ich immer dreckige Hände hatte von der Druckfarbe oder der Schmiere der Maschinen.

Das hat mich alles nicht gestört.

Nur eines hat mich gestört. Nur eines wurde mit der Zeit immer unerträglicher: der Lärm.

Der Lärm dieser großen Maschinen!

Wenn nur der *Lärm* nicht gewesen wäre!

In den letzten beiden Jahren, in denen ich trotz des Lärms noch in der Druckerei ausgehalten habe, bekamen wir immer weniger Aufträge.

Was ist denn los?, fragten wir uns.

Werden denn keine Romane mehr gelesen?

Werden denn keine Lehrbücher mehr benötigt?

Aber das war nicht der Grund.

Es wurden natürlich weiterhin viele Romane gelesen! Und es wurden weiterhin viele Lehrbücher benötigt!

Daran lag es also nicht. Aber woran lag es dann?

Es hieß: Die Verlage drucken ihre Bücher jetzt im Ausland. Es hieß: Den Verlagen ist das Drucken und Binden in Deutschland zu teuer geworden. Unsere Druckerei wurde in kürzester Zeit zweimal verkauft. Beim zweiten Mal bin ich gegangen.

Ich habe mich von den großen Maschinen verabschiedet, meine Kündigung eingereicht und bin nach Hause gegangen.

Zu Hause habe ich geweint.

Als Carlos am Abend nach Hause kam, hat er mich umarmt und gesagt: „Sei nicht traurig, Josi. Jetzt bist du endlich den Lärm los! Du kannst doch etwas anderes Schönes arbeiten. Ich weiß es. Du *kannst* so viele Sachen!“

„Ach ja?“, habe ich ihn gefragt. „Was *kann* ich denn? Ich kann überhaupt nichts anderes als Bücher binden!“

Carlos hat mich noch fester gehalten. Dann hat er gesagt: „Du kannst *Nein* sagen, Josi. Du kannst *Nein* sagen. Und das habe ich schon immer an Dir bewundert.“

Grrrrff, Grrrrff

Viele Geräusche, die ich im Laufe eines Tages höre, lassen sich sehr einfach erklären. Schritte zum Beispiel. Oder Stimmen. Geschirrklappern. Autos. Busse. Vögel. Flugzeuge. Radios. Fernseher. Duschen. Föhne. Kühlschränke. Kaffeemaschinen. Das Klappern der Computertastatur. Das sind alles ganz alltägliche, gewöhnliche Geräusche.

Dann gibt es ungewöhnliche Geräusche. Geräusche, die seltsam sind, aber nicht unerklärlich. Das sind oft Geräusche, die ich nachts höre. Geräusche, die ich höre, wenn es sehr still in unserem Haus ist. Manchmal höre ich zum Beispiel ein Rauschen – nah, leise, sanft. Ein leises Summen¹. Es wird lauter, dann wieder leiser. Dann wieder lauter, dann wieder leiser. Das ist Carlos' Computer.

Wenn Carlos' Computer summt, dann hat Carlos nachts eine Simulation laufen lassen. Der Computer rechnet die ganze Nacht, während Carlos schläft. Der Ventilator des Computers schaltet sich ein, um den heißen Prozessor abzukühlen. Morgens steht Carlos auf und schaut sich die Ergebnisse an. Die Ergebnisse, die der Computer nachts ausgerechnet hat.

Manchmal sagt Carlos: „Gut!“ Dann ist es gut.

Manchmal stöhnt er. Dann ist es nicht so gut.

Und manchmal flucht² er. Dann hat Carlos am Abend falsche Daten eingegeben und der Computer hat die ganze Nacht etwas Falsches ausgerechnet. Dann ist der Prozessor ganz umsonst heiß gelaufen. Ich muss oft daran denken, wenn ich das Summen des Computers höre.

Ob es erfolgreich ist.

Oder vergeblich.

¹ summen: einen leisen, brummenden Ton produzieren

² fluchen: derb schimpfen

Manchen Geräuschen gehe ich eine Weile nach¹. Ich erforsche sie. Ich analysiere sie. Seit einigen Wochen zum Beispiel hält mich ein Geräusch gefangen, das ich mir überhaupt nicht erklären kann. Ich höre es zuerst nachts. Es ist in einer dieser Nächte, in denen ich gar nicht schlafen gehe. Ich sitze an meinem Schreibtisch und blättere in einem Buch. Plötzlich höre ich es. Es ist ein leises, reibendes Geräusch. *Grrrrff, grrrrff*. Fast denke ich, ich produziere das Geräusch beim Umblättern der Seiten selbst. Ich bin es aber nicht.

Grrrrff. Ruhe. Dann wieder *grrrrff*. Dann wieder Ruhe. Ich sitze und höre. Nichts. Ruhe. Der Kühlschrank in der Küche springt an und beginnt leise zu summen. Draußen fährt ein Auto vorbei. Dann wieder Ruhe. Jetzt dreht sich über mir Frau Gebhardt in ihrem altmodischen Bett herum, dass die Federn quietschen². Wieder Ruhe. *Grrrrff*. Da ist es wieder! *Grrrrff grrrrff*. Jetzt mehrmals schnell hintereinander. Ich schließe die Augen und versuche, mich zu konzentrieren. Ich möchte gern hören, woher das Geräusch kommt. Es ist so *leise*! Eine Tür knarrt. Jetzt rauscht bei Groschmanns auch noch die Toilettenspülung! Unwillig öffne ich die Augen. Es ist noch nicht spät, erst kurz nach zwölf. Ich höre eine weitere Stunde der Stille unseres Hauses zu. Das leise *grrrrff grrrrff* höre ich nicht wieder.

Am nächsten Tag kann ich an fast nichts anderes denken. Ich gehe alle mir bekannten Möglichkeiten durch³. Aber ich finde nichts Sinnvolles. Ich beschließe, dass Keller und Dachboden untersucht werden müssen. Auch die Balkone aller Mieter. Keller, Treppen, Dachböden und Balkone bieten eine Menge Möglichkeiten für ungewöhnliche Geräusche.

¹ einer Sache nachgehen: eine Sache überprüfen

² quietschen: einen hohen, langgezogenen Ton von sich geben

³ durchgehen: überprüfen



In Gedanken sehe ich den kleinen Balkon von Jutta Gebhardt. Sie sonnt sich im Sommer dort gern. Im Sitzen und oben ohne!¹ Daran hat sich inzwischen selbst Frau Zebunke gewöhnt. Frau Groschmann hängt auf ihrem Balkon Wäsche auf. Und ganz oben gibt es die beiden Dachterrassen von Kurt Hübner und Sandra Kluge. Auf der Terrasse von Kurt Hübner maunzt² manchmal eine Katze.

Ich stutze.

Ich überlege.

Eine *Katze*.

Plötzlich sehe ich eine Katze vor mir, die mit ihrer Pfote sanft an der Balkontür kratzt. *Grrrrff, grrrrff*? Die Katze möchte vielleicht hinaus.

Oder hinein?

Ich entscheide mich, meine Forschungen auf der Dachterrasse von Kurt Hübner zu beginnen.

¹ oben ohne: sich sonnen ohne das Oberteil des Bikinis

² maunzen: Geräusch, das eine Katze macht, miauen

Die Himmelskanone

Ich finde es logisch, dass unter dem Dach ein Astronom wohnt. Das ist kein Zufall. Ich stelle mir vor, wie Prof. Dr. Kurt Hübner nachts bei klarem Himmel auf seine Dachterrasse geht. Wie er den Mond überprüft. Wie er dann sein Teleskop hervorholt. Mit diesem Teleskop stellt er seine nächtlichen Beobachtungen an. Dabei stimmt das gar nicht. Der Astronom sitzt nachts genauso vor seinem Computer wie ich und guckt überhaupt nicht in die Sterne.

Das weiß ich, weil Carlos mit Prof. Hübner befreundet ist. Carlos ist auch Physiker. Carlos ist allerdings kein Astrophysiker, sondern Optiker. *Wellenoptiker*¹, sagt Carlos. Das ist ein Unterschied. Die einen machen Brillen, sagt er. Die anderen sind Theoretiker der Elektrodynamik. So wie Carlos.

Kurt und Carlos treffen sich regelmäßig in Prof. Hübners Wohnung und reden über physikalische Probleme. Über Astrophysik und Optik. Über Newton und Leibniz. Über Quantenphysik und elektromagnetische Felder.

„Redet ihr denn niemals über Sterne?“, frage ich Carlos. „Geht ihr niemals auf Kurts Dachterrasse hinaus und schaut in den Abendhimmel?“

„Nein“, antwortet Carlos. „Wir unterhalten uns über Quantenphysik und elektromagnetische Felder. Das Übliche² eben.“

Ich glaube aber, dass sie meistens über Fußball reden.

¹ der Wellenoptiker: Physiker, der sich mit elektromagnetischen Feldern (Licht) beschäftigt

² das Übliche: das, was immer so ist

Fußball spielt eine gewisse Rolle in unserem Haus. Große Ereignisse, wie Europa- und Weltmeisterschaften, werden leidenschaftlich kommentiert und gemeinsam verfolgt. Was den deutschen Fußball anbelangt, hält Professor Hübner generell zu den ostdeutschen Mannschaften. Obwohl in der Bundesliga im Moment gar keine ostdeutsche Mannschaften spielen. „Das hat vielerlei Gründe“, sagt Professor Hübner. „Traurig ist es trotzdem.“

Ostdeutscher Fußball

Die Saison 1990/91 war die letzte Saison für die Fußballmannschaften aus der DDR-„Oberliga“. Danach wurden die Mannschaften aus den neuen Bundesländern in die westdeutschen Ligen integriert: die Mannschaften auf dem 1. und 2. Rang der Oberliga kamen in die 1. Bundesliga (Hansa Rostock, Dynamo Dresden), die auf dem 3. bis 6. Rang direkt in die 2. Bundesliga (u.a. FC Carl Zeiss Jena). Um die ostdeutschen Mannschaften hatten sich bereits vor der Wende¹ und besonders in der Wendezeit 1989/90 gewaltbereite Hooligangruppen geschart, wodurch die Popularität des ostdeutschen Fußballs rapide abnahm. Die Mannschaften hatten und haben auch mit großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Vierzig Jahre lang war Professor Hübner Astronom an der Sternwarte² im Treptower Park in Berlin, an der Archenhold-Sternwarte. Er kann interessante Geschichten über die Sternwarte und seine Arbeit dort erzählen. Zum Beispiel darüber, wie schwer es

¹ die Wende: die Zeit vom Herbst 1989 bis zum Sommer 1990, als in der DDR die „friedliche Revolution“ stattfand und die Mauer fiel

² die Sternwarte: ein wissenschaftliches Observatorium zur Beobachtung von Planeten und anderen Himmelskörpern

war, früher – vor dem Mauerfall¹ – die aktuellen wissenschaftlichen Bücher und Zeitschriften aus dem Westen zu beschaffen, die für die Forschung nötig waren. Die Wissenschaftler der Sternwarte durften auch nur selten auf Kongresse ins Ausland reisen.

Archenhold-Sternwarte

Das besondere an der Archenhold-Sternwarte in Berlin ist das große Fernrohr, das dort steht. Es wurde 1896 errichtet und ist auch heute noch der längste bewegliche Linsenrefraktor² der Welt. Daher nennen die Berliner dieses Fernrohr „Himmelskanone“.

Für Wissenschaftler aus der DDR war es vor 1989 sehr schwierig, zu Kongressen und Tagungen ins westliche Ausland zu reisen. Alle Reisen unterlagen strengen Genehmigungen, Kontrollen und Auflagen³.

Professor Hübner kann auch dramatische Geschichten über den November und Dezember 1989 und die Jahre nach dem Fall der Mauer erzählen. Als das Reisen einfacher wurde.

„Das Reisen wurde leichter“, sagt Professor Hübner. „Dafür kamen plötzlich keine Besucher mehr in die Sternwarte! Wo waren die alle hin? Wir hatten wohl an Attraktivität verloren. Ein Besuch in Westberlin war allemal interessanter, als bei uns hier mit der Himmelskanone in den Ostberliner Abendhimmel zu gucken.“

¹ der Mauerfall: der 9. November 1989, als in der Nacht in Ostberlin die Mauer nach Westberlin geöffnet wurde

² der Linsenrefraktor: ein Teleskop, welches das Licht in einem Objektiv (ein oder mehrere Linsen) sammelt

³ die Auflage: die Bedingung

Westberlin

Mit „Berlin (West)“ wurde der Teil Berlins bezeichnet, der nach 1945 von den drei westlichen Besatzungsmächten USA, Großbritannien und Frankreich verwaltet wurde. Diese Westsektoren wurden umgangssprachlich „Westberlin“ genannt. Westberlin hatte einen Sonderstatus. Im „Berlinabkommen“ von 1971 wurde festgehalten, dass Westberlin politisch kein Bundesland Westdeutschlands war. Dennoch wurde es im Grunde von Westdeutschland wie ein weiteres Bundesland behandelt. Aufgrund seiner geografischen Lage war Westberlin nur über die sogenannten „Transitstrecken“, die durch das Gebiet der DDR führten, oder per Flugzeug zu erreichen. Westberlin galt als „entmilitarisiert“, junge Männer mussten hier keinen Wehr- oder Zivildienst leisten.

Dann besserte sich die Situation. „Die Menschen kamen wieder zu uns“, erzählt Professor Hübner. „Ab Mitte der 90er Jahre stiegen die Besucherzahlen wieder. Die Sternwarte war gerettet. Der Himmel ist auch über Westberlin nicht höher“, sagt er.

Warum ich höre

Um acht Uhr am Abend stehe ich oben auf Professor Hübners Dachterrasse und warte auf mein Geräusch. Ich warte auf mein *grrrrff, grrrrff*.

Ich bin mit Carlos gekommen, der mit Professor Hübner in der Küche sitzt und über physikalische Probleme redet. Über Astrophysik und Optik. Über Newton und Leibniz. Über Quantenphysik und elektromagnetische Felder. Und über Fußball, natürlich!

Um diese Zeit sind auf Professor Hübners Dachterrasse noch sehr viele Geräusche zu hören. Vor allem Autos. Auch Stimmen. Das Dröhnen der Flugzeuge, die wenig später in Tegel landen. Wind, der in den Straßenbäumen rauscht. Ich schließe die Augen und lasse die Geräusche auf mich wirken.

Ich denke daran, wie ich früher in der Druckerei das Papier gefalzt habe. Dazu benötigt man ein kleines Werkzeug, das „Falzbein“ heißt. Wenn man mit dem Falzbein über die Kante des gefalzten Papiers fährt, gibt es ein Geräusch. Es klingt so ähnlich wie *grrrrff, grrrrff*. Aber feiner. Mehr wie ein feines *ffftth, fffth*. Daran muss ich denken.

Hier oben habe ich bislang aber noch nichts gehört, was meinem Geräusch ähnelt. Nicht einmal den Ansatz¹ eines *grrrrff, grrrrff*. Die Balkontür weist auch keine Kratzspuren² auf. Ich habe sie untersucht. Die Katze scheint nicht an dieser Tür zu kratzen. Professor Hübners Katze sitzt innen auf dem Fensterbrett, hält die Augen geschlossen und schweigt. Wahrscheinlich ist sie sich viel zu fein für solche Dinge wie Türen zerkratzen.

¹ der Ansatz: der Beginn, das erste wahrnehmbare Anzeichen

² die Kratzspur: ein Zeichen, dass jemand an etwas gekratzt hat

Gerade beschließe ich, hineinzugehen, als von nebenan eine wunderbare Melodie zu hören ist. Ich bleibe stehen. Sandra Kluge probt. Sandra Kluge ist Musikerin. Sie spielt Oboe.

Aus Kindertagen erinnert mich die Oboe immer an eine Ente. Wegen *Peter und der Wolf*.¹ Aber natürlich ist die Oboe ein sehr vielseitiges Instrument. Sandra Kluge sagt, die Oboe sei auch ein sehr *kompliziertes* Instrument. Sie muss mir bei Gelegenheit einmal erklären, was sie damit meint. Denn die Melodie, die sie jetzt spielt, klingt ganz einfach. Sie klingt weich und leicht. Sie klingt ... überhaupt nicht kompliziert! Es ist wunderschön, hier im Dunkeln auf Kurt Hübners Dachterrasse zu stehen und Sandra Kluge zuzuhören. Sie spielt die Melodie viermal. Dann hört sie auf.

Es ist zehn.

Hausruhe.

„Hören Sie denn, was Sie suchen, Josefine?“, fragt plötzlich Professor Hübner hinter mir. In der Hand hält er ein Glas Tee. Er lächelt und gibt mir den Tee.

„Danke“, sage ich. „Leider ... nein.“

Kurt Hübner nickt.

Wir schauen gemeinsam hinauf zu den Sternen über Weißensee.

Es ist jetzt sehr still.

„Sehen Sie die Große Bärin dort?“, fragt Kurt Hübner.

„Die Große Bärin?“

„Ja, also, den Großen Wagen, dort, im Nordwesten?“ Professor Hübner zeigt mit seiner Hand schräg nach oben. Jetzt sehe ich das Sternbild. Es ist das einzige, das ich kenne.

„Ja, das sehe ich“, sage ich.

¹ *Peter und der Wolf*: ein musikalisches Märchen von Sergei Prokofjew, in dem die Ente von einer Oboe dargestellt wird

„Daneben, noch gut nach Westen zu sehen, der Löwe“, fährt Kurt Hübner fort. Er weist mit seiner Hand vage in den Himmel. „Venus, der Abendstern, wandert durch ihn hindurch. Tritt bald in die Jungfrau über¹. Saturn dagegen ...“, Kurt Hübner nickt, „unsichtbar, unsichtbar, natürlich.“

Ich schaue nach oben.

Aber ich sehe nicht, was Kurt Hübner sieht.

Dafür hört Kurt Hübner nicht, was ich höre, denke ich.

Im Moment höre ich es allerdings auch nicht!

Wir gehen zurück in die Wohnung und zu Carlos in die Küche.

„Wissen Sie, Josefine“, sagt Professor Hübner, „ich misstrauere meinen Ohren ohnehin. Ich *sehe* lieber. Mit meinen Augen. Meinen Augen traue ich. Ich stelle Beobachtungen damit an. Schreibe auf. Analysiere. Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich finde es schön, dass Sie so unbefangen² hören können. Ich ... kann es nicht.“

„Aber warum denn nicht?“, frage ich.

„Nun“, sagt Kurt Hübner und schenkt uns Tee nach, „Sie wissen ja, dass wir als Wissenschaftler aus dem Osten Kontakt mit dem Ausland hatten. Auch mit dem *westlichen* Ausland. Das war doch sehr ungewöhnlich für unsere Verhältnisse. Unsere Leute sind daher natürlich vom MfS kontaktiert und überwacht³ worden.“

¹ übertreten: überwechseln

² unbefangen: ohne Hemmungen, locker, natürlich

³ überwachen: durch ständiges Beobachten kontrollieren

MfS, Ministerium für Staatssicherheit der DDR

Das MfS, umgangssprachlich auch „Stasi“ genannt, war der Geheimdienst¹ der DDR für das In- und Ausland. Das Ministerium wurde 1950 gegründet. Es diente der Überwachung der DDR-Gesellschaft und war auch Auslandsnachrichtendienst². Kurz vor dem Mauerfall 1989 beschäftigte das MfS etwa 90.000 Mitarbeiter. Dazu kamen etwa 170.000 sogenannte „inoffizielle Mitarbeiter“. Inoffizielle Mitarbeiter (IM) waren Personen, die Informationen an das MfS lieferten, ohne offiziell für diese Behörde zu arbeiten.

„Es wurden Gespräche mit unseren Mitarbeitern geführt. Es gibt Akten, wie wir heute wissen, unter sonderbaren Decknamen³. *Mars, Uranus, Wandelstern*. Wir mussten vorsichtig sein. Wir vermuten, dass wir teilweise ... nun, Josefine, dass wir teilweise *abgehört* wurden. Wir wissen es natürlich nicht. Wir vermuten es.“

Ich schlucke. Daran habe ich noch nie gedacht.

„Das Abhören war doch eine gängige Praxis der Staatssicherheit“, sagt Kurt Hübner.

„Ja“, sage ich. „Natürlich. Das stimmt. Daran habe ich noch nie gedacht! Entschuldigen Sie, Herr Hübner! Vielleicht hätte ich Ihre Dachterrasse nicht ...“

„Nein, Josefine“, sagt Professor Hübner. „Es gibt nichts zu entschuldigen. Gar nichts. Sie sind jung. Sie haben damit nichts zu tun. Und Sie hören ja nicht, um an irgendwelche Informationen

¹ der Geheimdienst: Nachrichtendienst, eine geheim (verdeckt) ermittelnde staatliche Behörde

² der Auslandsnachrichtendienst: Geheimdienst, der sich mit dem Ausland beschäftigt

³ der Deckname: ein Codename, der die wahre Identität einer Person, eines Ortes oder einer Handlung verdecken soll

zu gelangen. Sie hören, wenn ich das richtig verstehe, wegen der Geräusche selbst?“

„Ja, das stimmt“, sage ich.

Und es stimmt ja wirklich! Trotzdem fühle ich mich unwohl. Unter solchen Gesichtspunkten habe ich meine Arbeit noch niemals betrachtet.

Kurt Hübner lächelt jetzt. Er sagt: „Sagen Sie mir, Josefine:

Warum hören Sie?“

„Warum ich *höre*?“

„Ja, warum hören Sie!“

Ich denke nach.

Ich schaue auf die Teegläser, die vor uns stehen. Ich höre, wie Carlos seinen Tee umrührt. Der Tee schwappt leise an die Ränder. Wenn Carlos mit dem Löffel auf den Boden des Glases kommt, gibt es ein dunkles, dumpfes Geräusch. Wenn er dagegen an die Wand des Teeglases schlägt, klingt das hell und lustig. Das hört sich schön an.

„Ich höre, weil ich hören *muss*“, sage ich. „Weil ich gar keine andere *Wahl* habe. Weil ich einfach nichts anderes so gut *kann* wie hören. Ich muss auf alle Geräusche um mich herum hören. Vielleicht so, wie einige Menschen unbedingt malen müssen. Oder schreiben. Oder lesen. Oder singen. Oder Sterne beobachten. *Ich* muss hören.“

„Da haben Sie die Antwort, Josefine!“, ruft Herr Hübner begeistert. „Wie sagt schon Kepler in *Astronomia Nova*? *Mir kommen die Wege*, – so ungefähr sagt Kepler – *auf denen die Menschen zur Erkenntnis über die Dinge gelangen, fast ebenso bewunderungs-*

*würdig*¹ vor, *wie die Dinge selber*. Verstehen Sie? Die Geräusche, das Hören, das ist *Ihre* Art der Erkenntnis, Josefine. Es ist Ihre Art, sich die Welt anzueignen². Die Welt zu begreifen. Unser Carlos hier und ich, wir sind Physiker. Wir rechnen. Wir analysieren. Sandra Kluge spielt Oboe. Und Sie, Josefine, Sie hören eben.“

„Und Frau Gebhardt?“, frage ich.

„Frau Gebhardt schneidet Haare“, sagt Carlos.

¹ bewunderungswürdig: etwas, das man bestaunen sollte

² sich aneignen: lernen, (Kenntnisse) erwerben

PARTERRE RECHTS
ANNI ZEBUNKE

Kleine Runde

Unsere alte Frau Zebunke treffe ich oft auf dem Jüdischen Friedhof Berlin-Weißensee. Der Jüdische Friedhof liegt etwa zehn Gehminuten von unserem Haus entfernt, am Ende der Herbert-Baum-Straße. Für Frau Zebunke sind es aber keine zehn Gehminuten, sie braucht eher eine halbe Stunde.

Der Jüdische Friedhof in Berlin-Weißensee ist der größte jüdische Friedhof in Europa.



Wegen dieses Friedhofs kommen sogar Touristen in unser Viertel. Diese Touristen besichtigen den schönen, alten Friedhof. Dann gehen sie durch unsere Straßen und wundern sich, dass sie alle nach berühmten Komponisten benannt sind. Alle, bis auf die

Herbert-Baum-Straße. Herbert Baum war kein Komponist. Herbert Baum war Widerstandskämpfer¹.

Herbert Baum

Herbert Baum, geboren 1912, war jüdischer Herkunft. Er war Elektriker von Beruf und kämpfte gemeinsam mit anderen jüdischen Menschen in Berlin gegen die Nationalsozialisten. Die Herbert-Baum-Gruppe verbreitete Flugblätter, unterstützte ab 1941 jüdische Zwangsarbeiter² und half Juden beim „Untertauchen“³. 1942 wurde Herbert Baum von den Nazis verhaftet. Er starb im Gefängnis, viele andere Mitglieder seiner Gruppe wurden hingerichtet. Ihm zu Ehren wurde die Straße, die auf den Jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee führt, Herbert-Baum-Straße genannt.

Wenn ich meine Arbeit für den Vormittag beendet habe, gehe ich oft ein wenig spazieren. Ich gehe gern auf den Friedhof. Dort kann ich die Geräusche gut vergessen, die ich am Vormittag gehört habe. Schon am Eingang treffe ich auf Frau Zebunke.

„Guten Tag, Frau Zebunke“, sage ich. „Auch wieder da?“
 „Ja“, sagt Frau Zebunke, „die Josefine! So ein Zufall!“
 Frau Zebunke sagt immer, wenn wir uns treffen, „so ein Zufall!“, dabei ist es gar kein Zufall. Um diese Uhrzeit sind sonst nicht so viele Menschen auf dem Jüdischen Friedhof. Aber Frau Zebunke liebt Wiederholungen. So wie kleine Kinder Wiederholungen lieben.

¹ der Widerstandskämpfer: ein Mensch, der sich gegen eine politische Macht engagiert

² der Zwangsarbeiter: ein Mensch, der gegen seinen Willen zur Arbeit gezwungen wird

³ untertauchen: sich verstecken, verschwinden, an einem anderen Ort (Versteck) ein neues (geheimes) Leben führen

Sie fragt: „Wie geht's, wie steht's?“

Auch das fragt sie immer.

Ich sage: „Sehr gut, danke! Und wie geht es Ihnen, Frau Zebunke?“

Frau Zebunke lächelt mich an. Jetzt weiß ich, dass sie mich nicht verstanden hat.

„Und selbst?“, rufe ich lauter.

Frau Zebunke ist etwas schwerhörig.

„Ach Gottchen“, sagt Frau Zebunke. „Es geht! Die Hüfte! Und der Mann?“

Damit meint Frau Zebunke, wie es Carlos geht.

„Auch gut, danke“, sage ich.

Wir gehen eine kleine Weile schweigend nebeneinander her. Auf dem Bogenweg. Das ist die sogenannte „kleine Runde“. Frau Zebunke nennt den Rundgang auf dem Bogenweg ihre „kleine Runde“. Da sie schon fast 85 Jahre alt und nicht mehr so gut zu Fuß ist, geht sie meistens nur die „kleine Runde“. Wenn ich sie treffe, begleite ich sie dabei. Auf der kleinen Runde kommt man am Grab von Stefan Heym vorbei.

Stefan Heym, Schriftsteller

Stefan Heym stammte aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie. Eigentlich hieß er Helmut Flieg. Er wurde 1913 geboren, emigrierte 1933 nach Prag und nannte sich fortan Stefan Heym. 1935-51 lebte er in den USA. 1951 zog er nach Prag, 1952 in die DDR. In seinen Schriften, Erzählungen und Romanen setzte sich Stefan Heym immer sehr kritisch mit der DDR auseinander. 1988 erschien seine Autobiographie *Nachruf*. Nach der Wiedervereinigung 1990 war er

Alterspräsident¹ des 13. Deutschen Bundestags. 1995 legte er sein Mandat nieder. Stefan Heym starb während einer Reise 2001 in Israel. Seine Eltern liegen ebenfalls auf dem Jüdischen Friedhof Berlin-Weißensee begraben.

„Da, das Grab von Stefan Heym!“, sagt Frau Zebunke. Das sagt sie immer, wenn wir auf dem Bogenweg an seinem Grab vorbeilaufen². Daran schließt Frau Zebunke immer an, dass sie sich noch gut an die Beerdigung von Stefan Heym erinnern kann. Frau Zebunke beobachtet gern die Beerdigungen auf dem jüdischen Friedhof. Es sind inzwischen nicht mehr so viele, aber sie sind immer ein Ereignis.

Auch heute sagt Frau Zebunke wieder:

„Ich kann mich noch gut an die Beerdigung von Stefan Heym erinnern! So viele Menschen waren damals hier. Das hat dem Friedhof gutgetan.“

„Ja“, sage ich.

„Es war ja Winter! Es lag so viel Schnee! Die Polizei hatte alles abgeriegelt³. Es waren so viele Bekannte da. Der Kanzler Schröder. Und der ... der ...“ Jetzt kann sich Frau Zebunke nicht an einen Namen erinnern. Das passiert ihr öfter einmal.

„Also, Josefine, Sie wissen doch. Der mit dem roten Bart.“

„Der mit dem roten Bart?“, frage ich.

„Ja doch, der ... aus der DDR ...“, sagt Frau Zebunke.

„Wolfgang Thierse!“, sage ich.

¹ der Alterspräsident: der älteste Teilnehmer eines Parlaments, der die erste Sitzung so lange leitet, bis ein Vorsitzender gewählt ist

² laufen: hier = zu Fuß gehen – in vielen Regionen Deutschlands wird „laufen“ im Sinne von „gehen“ (nicht: „rennen“, wie etwa in Österreich) verwendet

³ abriegeln: absperren, blockieren

„Ja, genau“, sagt sie. „Und dann der ... na! Der ... Maizière ...
Lothar. Lothar de Maizière.

Wolfgang Thierse, Lothar de Maizière

Zwei Bürgerrechtler¹ aus der DDR, die während des Mauerfalls und in den Jahren nach 1989 eine wichtige Rolle in Gesellschaft und Politik spielten. Wolfgang Thierse, Politiker der SPD, war 1998-2005 Präsident des Deutschen Bundestages. Lothar de Maizière, Politiker der CDU, war von April bis Oktober 1990 der erste demokratisch gewählte (und zugleich der letzte) Ministerpräsident der DDR.

Die haben Aufmerksamkeit gebracht für unseren Friedhof“, sagt Frau Zebunke. „Er war ja so lange vergessen, der Friedhof! In vierzig Jahren ist so wenig gemacht worden. Wie der Friedhof aussah!“

Jetzt muss ich aufpassen. Frau Zebunke regt sich auf. Ich glaube nicht, dass es gut ist für jemanden, der schon 85 Jahre alt ist, sich so aufzuregen.

„Ich weiß, Frau Zebunke“, sage ich. „Trotzdem sind in den 80er Jahren doch einige wichtige Dinge passiert. Auf dem Friedhof.“ „Ja“, sagt Frau Zebunke. „Aber als sie 1986 die Straße bauen wollten, Josefine! Über den *Friedhof*! Eine Hochstraße! Quer oben drüber! Ich bitte Sie!“
Jetzt wird es wirklich gefährlich! Frau Zebunke ist sehr zornig und schon ganz rot im Gesicht.

¹ der Bürgerrechtler: ein Mensch, der für die Einhaltung der Menschen- und Bürgerrechte (gleiches Recht für alle Bürger) eintritt

Ich sage: „Frau Zebunke, Sie dürfen sich nicht aufregen. Die Straße ist ja damals nicht gebaut worden. Die Funktionäre haben es doch eingesehen, dass es nicht geht. Dass man die Ruhe der Toten nicht mit einer Hochstraße stören darf.“

Funktionäre

„Funktionäre“ nennt man Menschen, die in bestimmten Organisationen, vor allem in Parteien und Gewerkschaften, Ämter innehaben. Da die Gesellschaft der DDR sehr hierarchisch strukturiert war, gab es auf allen Ebenen außerordentlich viele Funktionäre und Bürokraten („Apparatschiks“).

Frau Zebunke seufzt. Von den 85 Jahren, die sie am Leben ist, hat sie 70 Jahre in unserem Wohnhaus gelebt. Straßburger 69, die später zur Meyerbeer 26 wurde. Das finde ich kaum zu glauben.

Junge Menschen

Wenn es nachts schon sehr still geworden ist in unserem Haus, kann ich mich gut auf unsere beiden Studenten konzentrieren. Olaf und Richard wohnen genau unter mir. Sie gehen auch spät ins Bett. Beide studieren an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee. Die Prüfungen und Eignungstests¹ für diese Hochschule sind nicht gerade einfach. Aber Olaf und Richard haben es geschafft.

Olaf kommt aus Dresden, Richard aus München. Seit zwei Jahren haben sie bei uns im Haus eine Wohngemeinschaft. Frau Zebunke war sehr skeptisch, als die beiden Studenten in die Wohnung neben ihr einzogen. Es ist die erste Wohngemeinschaft in unserem Mietshaus überhaupt. Sonst hatten wir, laut² Frau Zebunke, immer nur Ehen, geschiedene Einzelbewohner und Junggesellen. Aber *zwei* junge Männer? *Zusammen*? Frau Zebunke war diese Idee nicht lieb.

Auf einem unserer Spaziergänge fragt sie mich: „Josefine, Sie sind doch ein vernünftiges Mädchen. Was halten Sie denn von den beiden Neuen unten links?“

Ich finde es immer sehr liebenswert, wenn Frau Zebunke mich „Mädchen“ nennt. Ich bin schließlich schon über 30 Jahre alt.

„Ich kenne sie gar nicht gut, Frau Zebunke“, sage ich. „Aber wenn sie an der Kunsthochschule studieren, dann sind das sicherlich zwei nette, vernünftige junge Männer.“

Was soll ich sonst auch sagen, um Frau Zebunke zu beruhigen? Ich kenne keine Kunststudenten.

¹ der Eignungstest: ein Test, ob man für eine bestimmte Sache (Studium, Beruf) geeignet ist

² laut jemandem: so, wie es jemand gesagt hat



„Und glauben Sie, Josefine“, fährt Frau Zebunke fort, „glauben Sie ... dass ... also ... diese beiden jungen Männer.“

Sie macht eine lange Pause.

„Ja, Frau Zebunke?“, frage ich. „Diese beiden jungen Männer?“

„Josefine, verstehen Sie mich richtig. Heutzutage gibt es vielerlei moderne Dinge!“

Frau Zebunke sagt immer „vielerlei moderne Dinge“, wenn sie etwas aus der heutigen Welt nicht mehr so gut versteht. Am liebsten lässt sie sich „vielerlei moderne Dinge“ von mir erklären.

„Also“, sagt sie endlich, „glauben Sie, dass diese beiden jungen Männer eventuell ein ... ein *Paar* sind?“

Frau Zebunke schaut mich erwartungsvoll an. Diese Frage ist ihr sehr schwer gefallen.

„Das weiß ich nicht, Frau Zebunke“, sage ich wahrheitsgemäß¹.

„Heutzutage wohnen viele Studenten in Wohngemeinschaften und teilen sich die Miete. In Wohngemeinschaften gibt es eher

¹ wahrheitsgemäß: der Wahrheit entsprechend; so, wie es in Wahrheit ist

selten Paare. Sie werden schon sehen, Frau Zebunke“, ich beuge mich ein wenig zu ihr hinüber und lächle sie an, „das sind zwei freundliche Jungs, die Ihnen gern zur Hand gehen, wenn Sie einmal Hilfe benötigen.“

Während dieses Gesprächs sind wir ein ganzes Stück auf dem Weg gegangen. Jetzt stehen wir vor dem Gedenkstein für die Widerstandsgruppe um Herbert Baum. Wir bleiben stehen und schauen auf die vielen Namen. Sonst steht nichts auf dem Stein. Nur siebenundzwanzig Namen. Und siebenundzwanzig Altersangaben. Marianne Baum. 30 Jahre. Gerd Meyer. 22 Jahre. Alice Hirsch. 19 Jahre. Lotte Rotholz. 20 Jahre.



So *jung* sind diese Menschen gestorben, denke ich. So *jung* sind diese Menschen umgebracht worden! Ich werde immer sehr traurig, wenn ich diesen Stein anschau.

Deutscher Widerstand

Mit „Widerstand“, „antifaschistischer Widerstand“ oder „Widerstand gegen den Nationalsozialismus“ werden in Deutschland einzelne Menschen oder Gruppen von Menschen sowie Organisationen bezeichnet, die sich in der Zeit von 1933 bis 1945 aus politischen, moralischen oder religiösen Gründen gegen das nationalsozialistische Regime stellten, dagegen kämpften, es sabotierten usw. Wichtige Vertreter des antifaschistischen Widerstands waren die Gruppen „Weiße Rose“ (Geschwister Scholl in München), „Rote Kapelle“ (Gruppe um Harro Schulze-Boysen und Arvid Harnack, Berlin), die Gruppe „20. Juli 1944“ (militärischer Widerstand um Claus Schenk Graf von Stauffenberg), der „Kreisauer Kreis“ (um Helmuth James Graf von Moltke), die Herbert-Baum-Gruppe (siehe oben) und andere Gruppen, aber auch Einzelpersonen wie Georg Elser. Diese Menschen, darunter viele junge Arbeiter und Studenten, wurden von den Nationalsozialisten mit äußerster Brutalität verfolgt und ermordet.

„So jung sind diese Menschen gestorben“, sage ich jetzt zu Frau Zebunke. „Das ist sehr traurig.“

„Ja, das ist traurig“, sagt sie. „Wissen Sie, ich bin damals ja auch fast in jenem Alter gewesen. 1942 war ich 19 Jahre alt.“

Ich schweige.

Vielleicht möchte mir Frau Zebunke etwas aus dieser Zeit erzählen? Ich würde wahnsinnig gern etwas darüber von ihr erfahren. Über ihre Jugendzeit. Die Zeit, in der Frau Zebunke 19 Jahre alt war. Über 1942. Aber Frau Zebunke schweigt, und wir laufen gemeinsam zu unserem Wohnhaus zurück.

Familiengeschichte

An einem Mittwochnachmittag gegen 16 Uhr klinge ich bei Frau Zebunke. *Trrrrr, trrrrr*, macht die neumodische Klingel. *Trrrrr, trrrrr*. Ich höre, wie Frau Zebunke zur Tür humpelt¹.

Sie schaut durch den Spion², dann öffnet sie die Tür. „Ja, die Josefine! So ein Zufall! Wie geht's, wie steht's?“

Ich sage: „Sehr gut, danke! Und wie geht es Ihnen, Frau Zebunke?“

Frau Zebunke lächelt.

„Und selbst?“, rufe ich etwas lauter.

„Ach Gottchen“, sagt Frau Zebunke. „Es geht! Die Hüfte! Und der Mann?“

„Auch gut, danke“, sage ich.

„Ich bringe Ihnen einen Brief, der falsch bei mir im Briefkasten gelandet ist“, sage ich und halte Frau Zebunke einen Umschlag hin.

„Na so was!“, sagt Frau Zebunke. „Das ist aber nett, Josefine, danke! Ich verstehe gar nicht, wieso der Postbote meine Briefe immer bei Ihnen in den Kasten wirft. Das ist komisch.“

Frau Zebunke geht kopfschüttelnd voran in ihre Wohnung. Den Brief legt sie auf ein Tischchen mit Karten und sagt: „Ich habe gerade eine Patience³ gelegt. Setzen Sie sich doch einen Moment!“

Frau Zebunke gehört zu jenen alten Damen, die Patienzen noch mit richtigen Spielkarten legen, nicht am Computer. Frau Zebunke hat gar keinen Computer.

Ich setze mich vorsichtig auf ein kleines altes Sofa, das bei Frau Zebunke im Wohnzimmer steht. Sie selbst sitzt in einem großen

¹ humpeln: mit einem Bein / einem Fuß nicht richtig gehen können

² der Spion: der Türspion, ein Guckloch (mit oder ohne Linse) in einer Tür

³ die Patience: ein Kartenspiel, das meist von einer Person gespielt wird

geblühten Ohrensessel¹. Für einen kleinen Moment ist es ganz still. Aber ich kann auch hier unten nichts hören, was meinem *grrrff, grrrff* ähneln würde. Nur die große Standuhr tickt im Flur langsam vor sich hin. Diese alte Standuhr höre ich oft schon draußen im Hausflur. Wenn es *ganz* still ist in unserem Haus und ich mich *sehr* konzentriere, kann ich sie sogar in meiner Wohnung hören. *Tick-tock* macht die Uhr, langsam und tief. *Tick-tock*. Außerdem schlägt sie zu den vollen Stunden die Uhrzeit. *Dong-dong-dong*. Drei Uhr. Oder *dong-dong-dong-dong-dong*. Fünf Uhr.

„Wissen Sie“, beginnt Frau Zebunke. „Es ist gut, dass Sie gekommen sind. Ich möchte demnächst nämlich einen kleinen Ausflug machen. Aber ohne Hilfe möchte ich nicht gehen. Vielleicht können Sie mir helfen, Josefine?“

„Aber natürlich“, sage ich. „Wohin möchten Sie denn gehen?“ „Ach, gar nicht weit“, sagt Frau Zebunke, „weiter oben in der HansasträÙe. Ich möchte aber nicht alleine gehen, Sie wissen ja. Die Hüfte!“

Einige Tage später laufen wir also gemeinsam los. Wir gehen die Meyerbeer bis zur Smetanastraße vor, dann die Smetana rechts bis zur Chopinstraße hinunter. Bald sind wir auf der HansasträÙe, die wir noch etwa zwanzig Minuten weiterlaufen. Frau Zebunke läuft sehr langsam und macht immer wieder Pause. Als wir an die Buschallee kommen, fasst Frau Zebunke meine Hand.

„Was möchten Sie denn sehen?“, frage ich.

„Ich zeige es Ihnen gleich, Josefine“, sagt Frau Zebunke.

Je weiter wir laufen, desto aufgeregter scheint sie mir. Wir überqueren die Buschallee und kommen auf der rechten Seite der

¹ der Ohrensessel: ein Sessel mit Armlehnen und hoher Rückenlehne, am Kopfbereich befinden sich zwei (ohrenähnliche) Polster als Kopfstütze

Hansastraße an ein Gelände¹, auf dem einige große verfallene² Häuser stehen. Frau Zebunke schaut lange auf das Gelände. Ich schaue auch auf das Gelände. Ich kenne sie natürlich, diese alten Gebäude. Ich bin öfter schon daran vorbeigelaufen. Als ich Frau Zebunke ansehe, hat sie Tränen in den Augen.

„Bedeuteten Ihnen diese Gebäude etwas? Sind wir deswegen hier?“, frage ich.

„Kommen Sie!“, sagt Frau Zebunke.

Wir betreten das Gelände und bleiben vor einem der leeren, alten Häuser stehen.

„Es ist eine Schande, wie diese Gebäude hier verfallen“, sagt Frau Zebunke schließlich. „Wissen Sie, Josefine, mein ganzes Leben hat so viel mit diesen Häusern zu tun. Meine Eltern haben sich 1920 hier kennengelernt“, fügt sie leise an. „Hier im Säuglings³- und Kinderkrankenhaus Weißensee.“

„Ihre Eltern!“, sage ich. „1920!“ Frau Zebunke hat noch nie etwas über ihre Familie erzählt.

„Mein Vater, Erwin Zebunke, war Pferdemetzger. Und meine Mama, die Agnes, war Putzfrau hier. Das Krankenhaus wurde 1911 eingeweiht. Meine Mama hat drei Jahre später angefangen, hier zu putzen. Als sie 16 Jahre alt war. Es war eine gute Arbeitsstelle, das hat sie immer gesagt. Es war ja das erste Kinderkrankenhaus in ganz Preußen! Das war berühmt damals. Es gab auch einen Kuhstall mit 38 Kühen für Milch. Und Pferde! Sechs Pferde. Für Transportzwecke. Einmal wurde eines davon so krank, dass der Pferdemetzger gerufen wurde. So haben sich meine Mama und der Erwin kennengelernt.“ Frau Zebunke macht eine Pause. „Wegen eines kranken Pferdes.“

¹ das Gelände: ein großes Grundstück

² verfallen: an Kraft, Gestalt oder Wert verlieren

³ der Säugling: das (kleine) Baby, das nur Milch trinkt

„Hier nebenan gab es bis 1934 ja auch noch ein Säuglingsheim!
Und nun schauen Sie sich das Elend¹ heute an.“



„Das Krankenhaus bestand doch aber noch bis vor kurzem“, sage ich.

„Ja“, sagt Frau Zebunke. „Das Krankenhaus bestand bis 1997, wenn ich mich recht erinnere. Ich hatte ja Kollegen hier! Ich habe doch auch hier gearbeitet.“

Ich staune. Frau Zebunke hat hier *gearbeitet*?

„Noch im Krieg, 1941, habe ich angefangen, als Kinderkrankenschwester hier zu arbeiten. Zuerst natürlich als Lernschwester. Mit 18. Dann als Kinderkrankenschwester. Ich habe bis 1983 hier gearbeitet, bis zum meinem 60. Geburtstag.“

„Aber Frau Zebunke!“, rufe ich. „Das wusste ich alles gar nicht!“ „Ich erzähle nicht so gern von mir“, sagt Frau Zebunke. „Es ist ja auch nicht so wichtig.“

¹ das Elend: die Armut, die Not, der ärmliche Zustand

„Nicht so wichtig? Aber es ist doch sehr interessant, was Sie zu erzählen haben!“, wende ich ein.

„Ach, nein“, sagt Frau Zebunke. „Glauben Sie das nicht, Josefine. Ich war nur Kinderkrankenschwester. Zweiundvierzig Jahre.“

Wieder macht Anni Zebunke eine Pause.

„Ich liebe Kinder“, sagt sie dann leise. „Aber ich hatte nie eigene.“

Jetzt müsste ich natürlich fragen: „Und warum nicht?“, aber ich traue mich nicht. Ich möchte nicht aufdringlich¹ wirken. Frau Zebunke hat mir in einer Viertelstunde mehr von sich und ihrem Leben erzählt, als in all den Jahren zuvor. Sie sieht erschöpft und traurig aus.

Also schweige ich.

¹ aufdringlich: lästig, störend

Zweiundvierzig

Einige Monate später erfahre ich, was ich an jenem Tag auf dem Gelände des Kinderkrankenhauses nicht zu fragen gewagt hatte. Ich treffe Frau Zebunke am Eingang zum Jüdischen Friedhof. Es ist Mittagszeit.

„Ja, die Josefine!“, sagt Frau Zebunke. „So ein Zufall! Wie geht’s, wie steht’s?“

„Sehr gut, danke!“, sage ich.

Wir gehen nach links und beginnen auf dem Bogenweg die kleine Runde. Doch schon nach wenigen Schritten sagt Frau Zebunke:

„Kommen Sie, Josefine, ich möchte Ihnen etwas zeigen!“

Wir gehen vom Bogenweg ab. Nach wenigen Schritten kommen wir an ein Gräberfeld, das mit einem Schild als „U1“ bezeichnet ist. Vor einem bestimmten Grabstein bleibt Frau Zebunke stehen. Es ist das Grab von Markus Reich, 1844-1911.

„Wissen Sie, wer das war?“, fragt mich Frau Zebunke und zeigt auf den Grabstein. Dort steht, dass Markus Reich Begründer und Direktor einer Taubstummen-Anstalt¹ war. Einer israelitischen² Taubstummen-Anstalt. Ich gebe zu, dass ich noch nie von Markus Reich oder einer israelitischen Taubstummen-Anstalt gehört habe.

„Markus Reich war Begründer der jüdischen Taubstummen-anstalt in der Parkstraße“, sagt Frau Zebunke. „Ich hatte zwei Freunde, die dort gearbeitet haben. In der Parkstraße. Bis 1942.“

¹ die Taubstummen-Anstalt: eine Einrichtung für Menschen, die nicht hören und sprechen können

² israelitisch: zum Volk Israel gehörend, jüdisch



„Zuerst habe ich Lotte kennengelernt. Wir trafen uns in einer Mittagspause am Weißen See¹. Das war reiner Zufall, ich weiß nicht mehr, warum wir ins Gespräch kamen. Lotte war ein sehr lustiges junges Mädchen. Sie war Hauswirtschaftsschülerin². Gerade in der Zeit, in der wir uns kennenlernten, mussten die jüdischen Kinder aus der Taubstummenschule ausziehen. Sie mussten ja weg, es war 1941! Nach den taubstummen Kindern waren in dem Gebäude noch Menschen aus einem jüdischen Altersheim und aus einer jüdischen Blindenanstalt untergebracht.

Dann, eines Tages im Sommer 1941, brachte Lotte einen jungen Mann mit, den Hans. Hans war in der Parkstraße Gehilfe des Hauswarts, wie man damals sagte, des Hausmeisters. Hans und ich ... also ... wir haben uns sehr nett gefunden. Gegenseitig. Wir sind ein paar Mal spazieren gegangen. Der Hans war ...“.

¹ der Weiße See: kleiner See mit Badeanstalt in Berlin-Weißensee

² die Hauswirtschaftsschülerin: Lernende der Hauswirtschaft, also aller (auch ökonomischen) Aspekte und Tätigkeiten in einem Haushalt

Frau Zebunke unterbricht sich und schaut mich hilflos an.

Ich nehme Frau Zebunke am Arm. Wir gehen einige Schritte weiter zu einer Bank. Nachdem wir uns darauf gesetzt haben, atmet Frau Zebunke ein paar Mal ein und aus.

„Der Hans war ein großer, hübscher Bursche¹“, sagt sie. „Er hatte warme, dunkle Augen. Er war sehr sanft und freundlich. Er war auch sehr aufmerksam und lustig! Er brachte mich immer zum Lachen. Im Sommer 1941 dachte ich, dass ich mich zum ersten Mal richtig verliebt hatte. Ich war gerade 19 Jahre alt. Hans war nur ein Jahr älter. Aber er war ja auch Jude! Wissen Sie, Josefine, durch Hans habe ich damals Dinge erfahren, die ich vorher gar nicht gewusst habe. Was die jüdische Gemeinde² hier in Berlin anging. Hier, in Weißensee. Was die Verfolgung³ der Juden anging. Ich habe dann alles viel genauer angeschaut und angehört.“

Ab September 1941 mussten ja alle jüdischen Bürger in Deutschland diesen gelben Stern an der Kleidung tragen. Lotte und Hans haben erst furchtbar darüber gelacht, aber am Ende haben sie ihn dann auch getragen. Danach wurde es immer schwieriger, sich in der Öffentlichkeit gemeinsam zu zeigen. Juden dürfen öffentliche Parks und Grünanlagen nicht mehr betreten, hieß es. Juden dürfen nur zwischen vier Uhr und fünf Uhr am Nachmittag einkaufen gehen, hieß es. Juden müssen nach 20 Uhr am Abend zu Hause sein, hieß es. Juden dürfen keine Haustiere haben, hieß es! Das war ja alles so schrecklich, Josefine. Wir hatten gar keine Zukunft! Der Hans und ich. Wir hätten ja nicht einmal *heiraten* dürfen!“

¹ der Bursche: der Junge, der junge Mann

² die Gemeinde: die Gesamtheit der Mitglieder einer Kirche

³ die Verfolgung: bewusstes Schikanieren einer bestimmten Gruppe der Bevölkerung

Ich nehme Anni Zebunkes Hand und halte sie in meinen beiden Händen auf meinem Schoß fest. Ich finde es sehr bewegend, dass mir Frau Zebunke diese Geschichte erzählt. Ich fühle, dass es ein ganz besonderer Moment ist. Ich glaube nicht, dass Anni Zebunke sehr vielen Menschen davon erzählt hat.

„Im Herbst und Winter 1941 haben wir uns oft getroffen. Heimlich. Es gab einige Plätze, an denen wir ungestört beieinander sein konnten. In der Parkstraße zum Beispiel. Auch hier auf dem Friedhof. Allerdings war dieser Winter so außergewöhnlich kalt, dass wir unsere Treffen draußen auf ein Minimum reduzieren mussten. Dann kam der Frühling 1942. Der Sommer. Wie oft saßen wir hier! Die Deportationen hatten ja begonnen, Josefine!

Deportationen in Berlin

Ab Oktober 1941 wurden alle jüdischen Einwohner Berlins systematisch aufgefordert, an sogenannten „Umsiedlungsaktionen“ teilzunehmen. Das heißt, sie wurden von der Gestapo aufgefordert, sich in jüdischen Zentren, in Berlin im Gemeindehaus Große Hamburger Straße 26, zu einem bestimmten Termin einzufinden. Von dort wurden sie in Zügen zunächst in die jüdischen Ghettos nach Łódź (Litzmannstadt), Riga oder Warschau, ab Ende 1942 direkt nach Auschwitz-Birkenau und Theresienstadt (siehe S. 48) gebracht. Ende März 1943 waren diese Massendeportationen „abgeschlossen“, nur noch wenige Juden konnten sich in Berlin versteckt halten oder waren durch ihre Ehen mit nichtjüdischen Bürgern geschützt. Aus Berlin wurden 1941-45 insgesamt über 50.000 deutsche Juden deportiert.

Laut Martin Riesenburger, Berliner Rabbi und für den Jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee verantwortlich, bedeutete das Jahr 1942 auch einen tragischen Höhepunkt für die Selbstmordrate¹ jüdischer Bürger in Berlin. Während die durchschnittliche Suizidrate in den Jahren 1933-1940 bei etwa 75 Menschen pro Jahr lag, nahmen sich im Jahr 1941 254 Menschen, im Jahr 1942 811 jüdische Menschen in Berlin das Leben und wurden auf dem jüdischen Friedhof begraben.

Ich hatte solche Angst! Ich hatte solche Angst um Hans. Ich habe gefleht², dass er verschwinden soll. Untertauchen, verstehen Sie? Verschwinden. Hier auf dem Friedhof haben sich doch auch Juden versteckt gehalten. Da hinten“, Frau Zebunke weist hinter sich, „da hinten im Grab von Joseph Schwarz zum Beispiel. Ich hätte Hans auch versteckt. *Wir bringen dich durch, Hans*, habe ich oft zu ihm gesagt. *Es kann doch nicht mehr lang dauern*. Wie oft haben wir diesen Satz gesagt. *Es kann doch nicht mehr lang dauern*. Aber Hans wollte nicht. Er sagte, er könne die Menschen in der Parkstraße – Blinde, Alte, Gehörlose – er könne sie jetzt nicht allein lassen. Nicht jetzt, in der schwersten Zeit. Er fühlte sich verantwortlich für sie. Und dann ...“

Jetzt halte ich Anni Zebunkes Hand noch fester.

„Dann wurden über Nacht alle jüdischen Bewohner des Hauses Parkstraße 22 abgeholt. Sie waren alle weg. Ganz plötzlich, verstehen sie? Alle. Lotte auch. Hans ... auch.“

Jetzt weint Frau Zebunke.

¹ die Selbstmordrate: die Zahl der Menschen, die sich selbst umgebracht haben

² flehen: sehr bitten, betteln

„Ich weiß heute“, sagt sie nach einer langen Weile, „dass der Transport damals nach Theresienstadt ging.“

Theresienstadt

Während die meisten Berliner Juden 1942 zunächst in die Ghettos Riga oder Warschau, ab Ende 1942 direkt nach Auschwitz deportiert wurden, gingen die sogenannten „Altentransporte“ nach Theresienstadt. Die damaligen Bewohner der Israelitischen Taubstumm-Anstalt in der Parkstraße wurden Ende 1942 in einem dieser „Altentransporte“ nach Theresienstadt deportiert. In der tschechischen Garnisonsstadt¹ *Terezín* war im November und Dezember 1941 von den Nationalsozialisten ein „Sammelager“ errichtet worden. Dieses Lager Theresienstadt sollte ein Modellghetto („Altersghetto“) mit „Vorzeigecharakter“ sein; zwei offizielle Propagandafilme wurden hier gedreht, das Lager wurde auch vom Internationalen Roten Kreuz besichtigt. In Wirklichkeit war Theresienstadt aber ein Konzentrationslager: Über 140.000 jüdische Menschen wurden aus dem gesamten deutschen Gebiet nach Theresienstadt deportiert, davon wurden 88.000 Menschen in andere Vernichtungslager² verschleppt, 33.500 starben an den unmenschlichen Lebensumständen in Theresienstadt selbst. Etwa 750 Menschen konnten aus dem KZ fliehen. Knapp 17.000 jüdische Menschen wurden 1945 befreit.

¹ die Garnisonsstadt: eine Stadt mit (historischen oder modernen) militärischen Befestigungsanlagen

² das Vernichtungslager: Konzentrationslager, dessen Insassen ermordet werden sollten, zum Beispiel durch Vergasung (während des Nationalsozialismus), speziell für den Massenmord an europäischen Juden und Angehörigen anderer Minderheiten errichtet

Danach ist das Schicksal unklar. Lotte ist tot, Josefine. Hans ist auch tot. Aber er hat keinen Grabstein. Ich habe sehr lange getrauert. Ich bin sehr lange nicht über meinen Verlust hinweggekommen. Ich habe am Anfang lange daran geglaubt, dass Hans dem Transport vielleicht doch entflohen¹ war. Er war doch jung und kräftig! Er konnte nicht *tot* sein. Nicht Hans! Nicht der starke, freundliche Hans! Ich habe geglaubt, dass er im letzten Moment vielleicht weggelaufen ist. Untergetaucht. Ich habe auf seine Rückkehr gewartet. Viele Jahre lang, Josefine, auch lange nach Kriegsende. Ich habe auf einen Zufall gewartet. Auf einen Zufall gehofft! Dass Hans plötzlich vor meiner Tür stehen würde. Aber es gibt diesen Zufall nicht. Hans ist einfach weg gewesen. Weg, verstehen Sie? Kein Lebenszeichen mehr, aber auch keine Todesmeldung². Vielleicht hat er ja wirklich versucht zu fliehen und ist dabei umgekommen? Ich weiß es nicht. Ich habe mich lange nicht mehr verlieben können. Vielleicht viel zu lange. Es war sehr schwer.“

Wir schweigen eine lange Zeit. Aber es ist ein gutes Schweigen. Ein heilsames Schweigen. Ich halte noch immer Frau Zebunkes Hand. Der Wind rauscht in den Baumwipfeln³ über uns. Vögel zwitschern. *Eigentlich ist es auf dem Friedhof gar nicht still*, denke ich. Es ist sogar sehr *laut*, wenn man es recht bedenkt. Die Bäume sind sehr hoch. Das Blätterdach gibt viel Rauschen. Und die vielen Vögel! Die gab es damals auch schon, als Anni und Hans auf dem Friedhof Händchen gehalten⁴ haben. So, wie ich jetzt Frau Zebunkes Hand halte. Anni Zebunke scheint ähnliche Gedanken zu haben. Sie lächelt.

¹ entflohen: geflohen

² die Todesmeldung: die Nachricht über den Tod

³ der Baumwipfel: die Spitze eines Baumes

⁴ „Händchen halten“: ist das gegenseitige Fassen und Festhalten der Hand des anderen als Zeichen der Zuneigung, Zärtlichkeit, Verliebtheit, auch des Trostes

„Das ist meine Geschichte, Josefine. Mehr ist in meinem Leben nicht passiert. Ich war dann zweiundvierzig Jahre lang Kinderkrankenschwester in der Hansastraße. Ich habe immer hier gewohnt. Ich konnte niemals wegziehen von hier. Niemals weg vom Weißen See. Niemals weg von der Parkstraße. Niemals weg von diesem Friedhof. Hier war mein Leben.“

Wir stehen auf.

Wir gehen auf den Bogenweg zurück und drehen die kleine Runde wie gewohnt zu Ende. Als wir am Grab von Stefan Heym vorbeikommen, begreife ich plötzlich viel besser, warum Frau Zebunke so gern Beerdigungen auf dem jüdischen Friedhof beobachtet.

„Ich kann mich noch gut an die Beerdigung von Stefan Heym ...“
Frau Zebunke unterbricht sich und schaut mich an.

Dann lacht sie.

„Das sage ich immer, wenn wir hier vorbeilaufen, Josefine, nicht wahr? Es war ja Winter! Es lag so viel Schnee zu Stefan Heyms Begräbnis! Fast so viel Schnee wie im Winter auf das Jahr 1942.“



Berlin – Bonn

Lange habe ich darüber nachgedacht, ob Herr Nelles vielleicht das *grrrrff, grrrrff* verursacht. Herr Nelles ist kein auffälliger Mieter. Jeden Tag geht er pünktlich früh um 8 Uhr aus dem Haus. Jeden Tag kehrt er pünktlich abends um 18 Uhr nach Hause zurück. Fast jeden Tag. Selten kommt er später nach Hause. Dann isst Herr Nelles Abendbrot, schaut fern, telefoniert mit seiner Frau, schaut noch etwas mehr fern und geht schlafen. Nur am Freitagmorgen ist alles anders. Am Freitagmorgen geht Herr Nelles bereits um halb acht mit einem kleinen blauen Kofferchen aus dem Haus. Und dann ist es bis Montagabend mucksmäuschenstill¹ in seiner Wohnung.

Wolfgang Nelles arbeitet bei der Deutschen Bundesregierung. Besser gesagt, er arbeitet im Bundespresseamt², in der sogenannten Bundesbildstelle³. Von Montag bis Donnerstag kehrt er nach der Arbeit im Büro in seine Mietwohnung in der Meyerbeer zurück. Am Freitag Nachmittag aber fährt er direkt von der Arbeit aus zum Flughafen. Und von Tegel aus fliegt er nach Hause.

Nach Bonn.

In Bonn hat Herr Nelles fünfzehn Jahre lang beim Bundespresseamt gearbeitet. Bis 1999. Dann musste er mit einem Teil seiner Behörde nach Berlin umziehen.

¹ mucksmäuschenstill: sehr still, ganz geräuschlos

² das Bundespresseamt: die Informationszentrale der deutschen Bundesregierung („Presse- und Informationsamt der Bundesregierung“)

³ die Bildstelle: ein Medienzentrum mit Datenbank, das Bilder und Medien sammelt, oft für den Einsatz im Unterricht an Schulen und Universitäten

Bonn und Berlin

Von 1949 bis 1990 war Bonn die Hauptstadt der Bundesrepublik Deutschland, (Ost-)Berlin die Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik. Im Einigungsvertrag¹ vom 3. Oktober 1990 wurde Berlin als Hauptstadt des wiedervereinigten Deutschlands festgelegt. Am 20. Juni 1991 beschloss der Deutsche Bundestag knapp (338 zu 320 Stimmen), dass Berlin auch Regierungssitz, also Sitz des Bundestages und der Bundesregierung werden sollte. Bundestag, Bundesregierung und zahlreiche Ministerien zogen von Bonn nach Berlin. Zum Ausgleich wurde festgelegt, dass auch viele Bundesbehörden aus Berlin und anderen Gebieten nach Bonn ziehen sollten. 1999 erreichte der Umzug seinen Höhepunkt. Der Bundestag zog in das restaurierte Reichstagsgebäude in Berlin ein. 2005 waren alle Umzugsmaßnahmen offiziell abgeschlossen. In Bonn haben weiterhin sechs von 14 Ministerien ihren Erstsitz, alle übrigen Ministerien haben in Bonn Außenstellen.

Die Familie von Herrn Nelles ist 1999 in Bonn geblieben. Seine Frau und seine beiden Töchter. Ich finde das schade. Herr Nelles findet das auch schade, aber er sagt, seine Frau möchte eben nicht nach Berlin ziehen. Herr Nelles ist jetzt 58 Jahre alt. Er sagt, ihm bleiben ohnehin nur noch ein paar Jahre, dann kann er bald ganz zu Hause bleiben. In Bonn. Das macht dann mehr als zehn Jahre Pendeln².

¹ der Einigungsvertrag: der Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR über die DDR-Staatsauflösung, den Beitritt zur Bundesrepublik und über die Deutsche Einheit am 3. Oktober 1990

² pendeln: sich ständig zwischen zwei Orten hin- und herbewegen

Am Anfang sagte sich die Familie, dass der Vater ruhig einmal vorgehen sollte nach Berlin. Die Familie würde in ein, zwei Jahren nachkommen. Sie würde kommen, sobald Herr Nelles eine schöne Wohnung gefunden habe. Als ein, zwei Jahre vergangen waren und Herr Nelles eine schöne Wohnung gefunden hatte, sagte Frau Nelles: Nein, jetzt nicht, jetzt mache die Große gerade das Abitur. Vielleicht in ein, zwei Jahren. Und als wieder ein, zwei Jahre vergangen waren, sagte Frau Nelles: Nein, jetzt wieder nicht, jetzt habe sie gerade einen neuen Teilzeitjob gefunden.

Herr Nelles mag sein Haus in Bonn gern. Er ist jedes Wochenende dort. Er sieht seine Familie jedes Wochenende. Seine Frau und seine beiden Töchter. Doch mit der Zeit, mit den vielen Jahren, ist es doch schade, dass er alleine in Berlin ist. Denn Berlin ist eine schöne und interessante Stadt. Und Weißensee ist ein schöner und interessanter Stadtteil. Das findet Herr Nelles auch.

East Side Gallery

Ich muss nicht betonen, dass Herr Nelles als Mitarbeiter der Bildstelle des Bundespresseamtes immer außergewöhnlich gut informiert ist. So, wie ich Geräusche sammle, sammelt Wolfgang Nelles Bilder. Er fotografiert auch selbst sehr gern. Er ist das, was man einen „Hobbyfotografen“ nennt. Er hat mir schon viel über das Fotografieren erzählt. Ich überlege, ob das *grrrff, grrrff* vielleicht etwas mit dem Fotografieren zu tun haben könnte.

Für eines unserer nächsten Treffen verabreden wir uns im Stadtzentrum von Berlin. Herr Nelles bringt seine Kamera mit. Ich möchte Herrn Nelles gern die „East Side Gallery“ zeigen, denn er hat noch nie eigene Fotos davon gemacht.

Die East Side Gallery

Die *East Side Gallery* steht in Berlin-Friedrichshain. Es handelt sich um ein Stück der „Hinterlandmauer“, also einer Mauer *vor* der eigentlichen Grenze zwischen Ost- und Westberlin. Die *East Side Gallery* steht in der Mühlenstraße, zwischen dem Berliner Ostbahnhof und der Oberbaumbrücke, entlang der Spree (dieser Fluss bildete hier die eigentliche Grenze zwischen Ost- und Westberlin). Nach der Öffnung der Berliner Mauer wurde dieses Stück Mauer im Frühjahr 1990 von 118 Künstlern aus 21 Ländern bemalt. Die *East Side Gallery* ist mit einer Länge von 1,3 km die längste Open-Air-Galerie der Welt. Die Künstler kommentieren in gut hundert Gemälden die politischen Veränderungen der Jahre 1989/90.

Wir gehen an den vielen großen Bildern vorbei, bleiben hier und da stehen. Herr Nelles macht viele Aufnahmen, auch von einem der bekanntesten Bilder auf der Mauer. Es zeigt zwei sich küssende Politiker. Die sich da küssen, das sind Leonid Breschnew und Erich Honecker.

Bruderkuss

Leonid Breschnew, 1906-1982, war von 1964 bis zu seinem Tod Parteichef der KPdSU (der Kommunistischen Partei der Sowjetunion) und damit einflussreichster Politiker der Sowjetunion.

Erich Honecker, 1912-1994, war seit 1971 Erster Sekretär (1976 Generalsekretär) des Zentralkomitees der SED, seit 1976 Vorsitzender des Staatsrats¹ der DDR (bis 1989).

Der russische Künstler *Dmitri Wrubel* (geb. 1960) malte im Frühjahr 1990 für die *East Side Gallery* das Bild „Mein Gott hilf mir, diese tödliche Liebe zu überleben“, das den „Bruderkuss“ zwischen Leonid Breschnew und Erich Honecker zeigt. 2009 wurde die *East Side Gallery* saniert, das Bild entfernt und von Wrubel noch einmal neu gemalt.

Während Herr Nelles fotografiert, kann ich die Geräusche seiner Kamera sehr gut hören. Es gibt viele klickende Geräusche. Mein *grrrrff, grrrrff* ist nicht dabei. Das hätte ich mir ja denken können.

¹ der Staatsrat: ein politisches Organ zur Beratung eines Staatsoberhauptes, ein kollektives Staatsoberhaupt (z. B. in der DDR)

„Josefine?“, fragt mich Herr Nelles und packt seine Kamera ein, „was sind Sie eigentlich von Beruf?“

„Geräuschesammlerin“, sage ich.

Herr Nelles schaut mich an. Er schüttelt traurig den Kopf. Wir lassen die *East Side Gallery* hinter uns und gehen Richtung Oberbaumbrücke.

„Ich meine, Sie sind so ein aufgeschlossener Mensch“, sagt Herr Nelles im Gehen. „Sie sind freundlich und aufmerksam. Sie müssen doch einen Beruf haben! Sie müssen doch etwas gelernt, etwas studiert haben! Was mag das sein? Das frage ich mich.

Auch, wenn Sie jetzt arbeitslos sind.“

Ich hasse das Wort „arbeitslos“.

„Ich bin Buchbinderin von Beruf“, sage ich.

„Buchbinderin!“, ruft Herr Nelles.

Zwei Leute drehen sich nach uns um.

„Buchbinderin ist ein schöner Beruf“, sage ich, „ja. Aber es werden heutzutage nicht mehr so viele Buchbinder benötigt, wissen Sie? Außerdem kann ich nicht mehr mit den lauten Maschinen in einer Druckerei oder Buchbinderei arbeiten. Meine Ohren sind einfach viel zu empfindlich dafür.“

„Aber Josefine!“, ruft Herr Nelles wieder lauter. „Sie könnten doch Handarbeit machen! Bücher per Hand binden! Wir machen so etwas auch, bei uns im Bundespresseamt. Alte Zeitschriften zusammenbinden. Zeitungen. Die alten Jahrgänge. Wir müssen diese alten Jahrgänge doch archivieren. Soll ich mich mal ...“, er zögert. „Soll ich mich mal *umhören*?“

Wir bleiben auf der Brücke stehen und sehen in den Fluss hinunter. Das Wasser treibt schnell und trüb unter uns vorbei. Es ist warm. Ein richtiger Frühlingstag.

„Kennen Sie Dresden?“, frage ich, anstatt ihm eine Antwort zu geben. „Die Elbe in Dresden? Die Elbe ist noch viel schöner als unsere olle¹ Spree hier.“

Herr Nelles aber denkt gar nicht an Dresden. Er scheint ganz begeistert von dem Gedanken zu sein, dass im Bundespresseamt viele alte Zeitschriften auf mich warten könnten. Auf die *ich* aber nicht warte. Das kann ich Herrn Nelles so natürlich nicht sagen.

„Ich möchte Ihnen *helfen*, Josefine“, sagt er eindringlich und schaut mich an.

„Danke“, sage ich. „Das ist wirklich sehr nett, Herr Nelles. Ja. Natürlich können Sie sich einmal umhören. Das tue ich auch.“

¹ oll (*regionalsprachlich norddeutsch, berlinerisch*): alt, unschön, hässlich

Jacob Meyer Beer

Eigentlich hieß die Familie ja Beer, sagt Sandra Kluge. So steht es auf den Grabsteinen, sagt sie. *Beer. Meyer Beer*. Im Jahr 1810, als Jacob 21 Jahre alt war, hat er seinen Nachnamen zu *Meyerbeer* geändert. Sandra Kluge kennt sich aus mit Musik.

Giacomo Meyerbeer

Giacomo Meyerbeer, 1791-1864, war ein deutscher Komponist jüdischer Abstammung. Er gilt als einer der erfolgreichsten Opernkomponisten des 19. Jahrhunderts und als Meister der französischen *Grand opéra*.

Geboren wurde Sandra Kluge 1970. Sie kommt aus einer Zahnarztfamilie in Berlin-Zehlendorf.

Zehlendorf

Zehlendorf ist ein Stadtteil im ehemaligen Westberlin. Es liegt im Südwesten und grenzt an Nikolassee und Lichterfelde-West. Das Viertel gilt als eine der wohlhabendsten Gegenden von Berlin.

Wie schon ihr Vater und Großvater sollte auch Sandra Kluge Medizin studieren. Zahnmedizin. Und wenn schon nicht Zahnmedizin, dann doch wenigstens Allgemeinmedizin. Doch leider interessierte sich Sandra Kluge nicht für Zähne. Nicht für Zähne und auch nicht für andere Knochen und Muskeln. Sie interessierte sich überhaupt nicht für Anatomie. Und auch nicht für

Biologie. Sonst hätte sie ja noch Tierärztin werden können, meinte die Mutter. Nein. Sandra Kluge interessierte sich nicht für Zähne, Anatomie oder Biologie. Sie interessierte sich für Musik.

Im Alter von elf Jahren, erzählte sie mir einmal, sei sie in der Musikschule ganz zufällig an einer offenen Tür vorbeigelaufen. Der Tür zu einer Klasse. Und in dieser Klasse stand ein älterer Junge und spielte Oboe. Sandra Kluge wusste aus dem Musikunterricht, dass es eine Oboe war. Aber sie hatte noch niemals eine Oboe *gehört*. Als sie jetzt zufällig an dieser offenen Tür vorbeilief, wusste Sandra Kluge sofort: Das ist *mein* Instrument. *Oboe*. Sandra Kluge wollte auch Oboe spielen lernen.

Sie wartete draußen auf dem Flur, bis der Unterricht vorbei war. Als der ältere Junge und die Lehrerin herauskamen, sagte Sandra Kluge zur Musiklehrerin: „Entschuldigen Sie, ich möchte dieses Instrument auch gern spielen lernen.“

„Die Oboe?“, fragte die Lehrerin.

„Ja, die Oboe“, sagte Sandra Kluge. „Wann darf ich beginnen?“

„Das geht nicht so einfach“, sagte die Lehrerin. „Du musst mit deinen Eltern herkommen. Mit deiner Mutter. Oder mit deinem Vater. Deine Eltern können dich für den neuen Kurs ab September anmelden. Du brauchst ja auch ein Instrument! Oboen sind recht teuer, weißt du?“

Sandra Kluge erinnert sich, dass sie sehr traurig war, als die Lehrerin das sagte. Sie wollte doch *sofort* Oboe spielen lernen! Jetzt war *Mai*. Bis September sollte sie damit warten? Als sie zu Hause davon erzählte, waren auch die Eltern dagegen.

„Hast du denn nicht genug mit Klavier, Reiten und Tennis?“, fragte der Vater.

„Ich würde das Tennisspielen lieber aufgeben und dafür Oboe lernen“, sagte Sandra Kluge.

„Oboe! Was ist das überhaupt für ein Instrument!“, sagte der Vater.

„Vielleicht kann das Kind ja erstmal Blockflöte lernen“, sagte die Mutter.

Aber Sandra Kluge wollte nicht *Blockflöte* lernen. Sie war elf Jahre alt! Und wie besessen von der Idee, Oboe zu spielen. Jeden Tag sagte sie zu den Eltern: „Aber ich möchte doch *Oboe* spielen lernen!“ Nach sechs Wochen war es der Mutter zu viel. Sie ging mit Sandra in die Musikschule und meldete sie für den neuen Oboenkurs an. „In Gottes Namen!“, sagte sie dazu.

Sandra Kluge war *glücklich*. Mit vierzehn war sie bereits die beste Oboenspielerin im gesamten Stadtbezirk Zehlendorf und gewann alle Wettbewerbe Westberlins. Sandra Kluge liebte ihr Instrument. Viele Stunden verbrachte sie damit und übte. Die Eltern begannen, sich Sorgen zu machen. Den ganzen Tag war Sandra entweder in der Musikschule oder in ihrem Zimmer. War so viel Oboespielen überhaupt *gesund*?

„Sie kommt gar nicht mehr unter die Menschen“, sagte die Mutter.

„Sie sollte viel mehr mit Jugendlichen ihres Alters verkehren“, sagte der Vater.

Sandra Kluge verdrehte¹ die Augen und spielte ein Stück von Schumann.

In der Musikschule hatte Sandra vor kurzem Leander kennengelernt. Leander spielte Fagott² und war ein Jahr älter als Sandra.

¹ verdrehen (die Augen): die Augen nach oben / zur Seite / nach innen drehen

² das Fagott: das größte Holzblasinstrument in Basslage

Manchmal gingen Sandra und Leander nach der Musikschule in die Eisdiele, um einen Eisbecher zu essen.

„Ich gehe später mal nach Köln, um Fagott zu studieren“, sagte Leander und leckte seinen Eislöffel ab. „An die Hochschule für Musik. Da solltest du auch mal darüber nachdenken, Sandra“, sagte er.

„Was sagen denn deine Eltern dazu?“, fragte Sandra.

„Die finden das gut“, sagte Leander. „Mein Vater sagt immer, dass es für Jugendliche gut ist, ein wenig von den Eltern wegzukommen. Und meine Mutter sagt, dass es für mich auch gut wäre, mal aus unserem engen Westberlin hier rauszukommen.“

Als Sandra Kluge Leanders Sätze einen nach dem anderen zu Hause bei ihren Eltern wiederholte, gab es einen Riesenkrach.¹ „Das kommt gar nicht in Frage“, rief der Vater, „dass du *Musik* studierst!“

„Und noch dazu in einer anderen *Stadt*! In *Köln*! Das ist hunderte von Kilometer weg von hier! In *Westdeutschland*“, rief die Mutter.

„An der Freien Universität kannst du wunderbar Zahnheilkunde studieren“, sagte der Vater. „Es verlangt ja niemand von dir, dass du das Oboenspiel aufgibst! Ein sehr schönes Instrument, die Oboe. Das habe ich schon immer gesagt.“

Sandra Kluge verstand nicht, wie die Eltern so etwas sagen konnten. Sie mussten doch sehen, was es ihr bedeutete, Oboe zu spielen! Sie schlug die Tür hinter sich zu und lief weinend davon.

¹ der Riesenkrach: ein großer Streit

Schönhauser Allee

An einem schönen Frühlingstag sitze ich gerade in unserer Küche und denke nach, als ich es wieder höre. *Grrrrff, grrrrff*. Ich sitze ganz still. Das Geräusch ist deutlich zu hören. Unglaublich! Es ist ruhig im Haus, Olaf und Richard sind an der Uni, Herr Nelles auf der Arbeit, Frau Gebhardt in ihrem Friseursalon. Frau Groschmann ist zu Hause, Frau Zebunke, der Astronom und Sandra Kluge.

Plötzlich habe ich eine Idee. Ich springe auf, laufe die Treppe bis ganz nach oben und klinge ohne weiter nachzudenken bei Sandra Kluge.

„Ach, Josefine!“, sagt sie, als sie die Tür öffnet.

„Guten Tag, Sandra“, sage ich. „Entschuldigen Sie die Störung.“ Sandra Kluge lächelt mich an. Sie wartet.

Ich lächle Sandra Kluge auch an.

Und jetzt?

Was soll ich jetzt sagen? *Entschuldigen Sie, aber machen Sie vielleicht grrrrff, grrrrff*? Das kann ich ja wohl nicht im Ernst fragen!

„Ich habe Sie neulich so schön spielen hören“, bringe ich schließlich hervor, „als ich nebenan bei Professor Hübner zu Besuch war. Aber ich kenne mich mit klassischer Musik so wenig aus! Können Sie mir sagen, was das war, was Sie da geübt haben?“

Ich hoffe darauf, dass mich Sandra Kluge jetzt zu sich in ihre Wohnung bittet. Doch sie lächelt mich weiterhin an und sagt ganz unerwartet: „Gehen Sie nicht immer auf dem Jüdischen Friedhof spazieren, Josefine? Ich könnte jetzt auch ein wenig frische Luft gebrauchen! Wollen wir vielleicht gemeinsam einen Spaziergang machen?“

„Aber gern“, lüge ich. „Sehr gern! Lassen Sie uns eine Runde drehen.“

Jetzt rede ich schon wie Frau Zebunke, denke ich.

Wir laufen die Treppen unseres Hauses hinab und gehen eine Weile schweigend nebeneinander durch die Meyerbeer Richtung Herbert-Baum-Straße.

„Also was war das, was Sie da gespielt haben?“, frage ich noch einmal. Ich bin enttäuscht. Mit jedem Schritt, den wir von unserem Wohnhaus weggehen, entfernt sich innerlich auch mein Geräusch. Dabei *hatte* ich es fast!

„Ja“, sagt Sandra Kluge. „Das ist wunderbar, nicht wahr? Das ist ein Oboenkonzert von Georg Friedrich Händel. Wir spielen das mit meinem Ensemble demnächst im Kleinen Saal des Konzerthauses Berlin. Kommen Sie doch auch!“
Sofort nehme ich mir vor, Sandra Kluge im Konzert zu hören. Ich habe sie noch nie in einem Konzert gehört.

„Danke“, sage ich, „ich komme gern. Sagen Sie, warum heißt Ihr Musikensemble eigentlich *Variationen La Follia*?“

„Oh, die *Follia*“, sagt Sandra. „Das ist ein Satzmodell¹ aus der Barockmusik.“

„*Barockmusik*?“, frage ich.

„Siebzehntes Jahrhundert“, sagt Sandra. „Händel. Bach. Gerade jetzt wird die Musik aus dieser Zeit wieder bekannter. Die verschiedenen Follia-Variationen zum Beispiel. Besonders die von Corelli. Es gibt aber auch Follia-Variationen von Lully, Marais, Vivaldi, Scarlatti, ja sogar von Salieri!“

Ich kenne fast keinen dieser Namen. Ich sehe Sandra Kluge an. Sie spricht gern über ihre Musik, das spürt man sofort.

¹ das Satzmodell: ein Modell für einen Satz in der Musik, also für einen in sich geschlossenen Teil eines mehrteiligen musikalischen Werkes

Währenddessen sind wir auf dem Friedhof schon ein gutes Stück vorangekommen. Als Sandra von Salieri spricht, laufen wir gerade um ein Gräberfeld herum, das von Efeu ganz überwachsen ist. Ein paar Gärtner sind gerade bei der Arbeit. Nein, eigentlich sind sie nicht bei der Arbeit. Eigentlich machen sie Pause.



Vor einem besonders schönen Grabstein bleiben wir längere Zeit stehen.

„Wissen Sie, dass so ein ähnlicher Grabstein einmal über mein *Leben* entschieden hat? Auf dem Jüdischen Friedhof Schönhauser Allee?“, fragt Sandra Kluge plötzlich.

Ich bin verblüfft¹. Was man auf einem Friedhof nicht alles zu hören bekommt!

„Schönhauser Allee?“, frage ich.

„Ja, Schönhauser Allee. Der Jüdische Friedhof dort war einer der allerersten Orte, die ich als Westberlinerin im Ostteil der Stadt

¹ verblüfft: sehr überrascht, sprachlos erstaunt

besucht habe. Im November 1989. Kurz nach dem Mauerfall. Die meisten meiner Freunde waren gar nicht neugierig auf den Osten. Ich schon.“

„Aber warum waren Sie denn ausgerechnet auf dem Jüdischen Friedhof Schönhauser Allee?“, frage ich.

„Jetzt werden Sie lachen, Josefine“, sagt Sandra Kluge. „Es war wegen ... Giacomo. Giacomo Meyerbeer.“

Ich stutze.

„Unser Meyerbeer?“

„Ja, unser Meyerbeer! Ich wollte sein Grab besuchen. Er liegt dort, wissen Sie?“

Nein, ich wusste es nicht.

„Ich war damals recht verzweifelt, Josefine. Ich wollte ja Musik studieren, aber meine Eltern waren dagegen. In einer Novembarnacht saß ich in meinem Zimmer und hörte eine Oper von Meyerbeer. Das war wirklich reiner Zufall, denn eigentlich hörte ich die Platte wegen der Sängerin, Joan Sutherland. Ich kannte Meyerbeer fast gar nicht! Aber ich verliebte mich in ihn. Sofort. Und genau in dieser Nacht fiel die Mauer in Berlin.“

Ich hielt das für einen Wink des Schicksals. Ich habe viel darüber nachgedacht, was das alles miteinander zu tun hat. Meyerbeer, Joan Sutherland, der Mauerfall. War das alles Zufall? Ich lief nach Ostberlin rüber, die Schönhauser Allee rauf und auf den alten Jüdischen Friedhof. Eine Frau erklärte mir, wo das Grab der Familie Beer war. Kurz darauf stand ich davor. Und ich stand lange davor! Ich setzte mich sogar gegenüber auf eine Grabumrandung. Zwischen *Alfred und Martha Simonson* saß ich und einem Grabstein, auf dessen Rückseite der Spruch *Schlaf oder Tod, es folgt ein Morgenrot* eingraviert war. Das weiß ich noch wie heute. *Schlaf oder Tod, es folgt ein Morgenrot*. Mir war sehr kalt.

Als ich wieder nach Hause ging, wusste ich, dass ich mein Elternhaus verlassen würde. Ich wusste plötzlich, dass ich meine Koffer packen und zum Musikstudium gehen würde. Aber nicht nach Köln. Nein. Ich würde Musik in Ostdeutschland studieren. Bei Ihnen hier, Josefine, in den neuen Bundesländern. Natürlich! Und das habe ich auch getan.“ Sandra Kluge lächelt mich an. „Alte Musik. In Weimar.“

„Wegen Meyerbeer und der Wende nach Weimar“, sage ich. „Das ist originell.“

„Als ich erfuhr, dass es in Weißensee eine *Meyerbeerstraße* gibt“, fährt Sandra Kluge fort, „da wusste ich, dass ich *nur hier* wohnen konnte. Nirgendwo anders.“

„Wussten Sie da schon von unserem Jüdischen Friedhof?“, frage ich.

„Nein, das habe ich erst erfahren, als ich hier eingezogen bin“, antwortet sie.



Selbstversuch

Eines der ersten Geräusche, das mich vor einigen Jahren in unserem Haus fesselte, war ein ganz leises Klirren. Das war einige Wochen, nachdem ich in der Buchbinderei gekündigt hatte. Ich saß zu Hause, alles war still. Und da hörte ich es. Ein ganz leises, feines Klirren. Sofort beschloss ich herauszufinden, was das für ein Geräusch war.

Zuerst unternahm ich Selbstversuche. In unserer Wohnung stellte ich kleine Experimente an, die ich Carlos verschwieg. Ich glaube, er hätte mich damals nicht verstanden.

Ich sammelte zum Beispiel vor dem Altglascontainer unten in der Bizetstraße kleine Glasscherben¹. Zu Hause untersuchte ich, ob Glas ein leises, klirrendes Geräusch verursachen konnte. So ein Geräusch, wie ich es hörte. Als ich zu keiner befriedigenden Antwort kam, trennte ich die Farben. Ich experimentierte mit hellem, mit grünem und mit braunem Glas getrennt. Nach dieser Versuchsreihe musste ich aber doch einsehen, dass mein Klirren kein Glasscherbenklirren war.

Ich begann, auf dem Tisch Wasser- und Weingläser dicht aneinanderzureihen. Dann hüpfte ich durch die Wohnung, um zu sehen, ob ich die Gläser zum Klirren bringen konnte. Zwar war das teilweise der Fall. Aber das Klirren, das ich erzeugte, hörte sich eher nach Kneipe an. Das Geräusch, das ich suchte, klang dagegen sehr viel *feiner*.

¹ die Glasscherbe: ein Stückchen eines zerbrochenen Gegenstandes aus Glas

Natürlich kam ich nach einigen weiteren fruchtlosen Klangversuchen mit Tellern, Töpfen und Vasen auf *Porzellan*. Sicherlich hätte ich eher darauf kommen können. Darauf kommen *müssen*! In meiner Phantasie sah ich sofort eine Vitrine voll alter geblümter Kaffeetassen vor mir. Sammeltassen¹ womöglich. Frau Zebunke! Das war mein Gedanke beim Wort „Sammeltasse“. Frau Zebunke.



Unverzüglich laufe ich – ich erinnere mich genau – zum Hauseingang, fische einen Brief aus dem Briefkasten von Frau Zebunke und klinge bei ihr.

„Ja, die Josefine! So ein Zufall! Wie geht’s, wie steht’s?“, sagt Frau Zebunke, wie immer.

„Ich bringe Ihnen einen Brief, Frau Zebunke, der versehentlich bei mir im Briefkasten gelandet ist“, sage ich.

¹ die Sammeltasse: eine Porzellantasse, die extra zum Sammeln hergestellt wurde

Ich gebe zu: Das war damals das erste Mal, dass ich einen Brief aus einem fremden Briefkasten genommen habe. Aus dem Briefkasten eines Nachbarn. Ich habe diesen Trick dann aber doch hin und wieder angewendet, um bei meinen Nachbarn zu klingeln. Dieser Vorwand erwies sich als sehr hilfreich, um mit den Nachbarn ins Gespräch zu kommen.

In der Wohnung von Frau Zebunke sehe ich sofort, dass es zwar ein altes Sofa, einen Ohrensessel, ein altes Küchenbüfett¹ und noch vieles mehr gibt, aber keine Vitrine.

„Möchten Sie einen Malzkaffee²?“, fragt mich Frau Zebunke. Malzkaffee habe ich zum letzten Mal getrunken, als ich noch ein kleines Mädchen mit Zöpfen war! Er hieß: *Im Nu*. Das war unser Malzkaffee.

Frau Zebunke reicht mir den Malzkaffee in einem großen roten Becher mit weißen Punkten darauf. Da weiß ich, dass ich das leise Klirren bei Frau Zebunke wohl nicht finden werde.

„Sie sammeln kein altes Porzellan, nicht wahr?“, frage ich trotzdem, zur Sicherheit.

„Was haben Sie verloren?“, fragt mich Frau Zebunke, besorgt.

„Nein“, sage ich, nun deutlich lauter. „Ich meine, ob Sie *Porzellan* sammeln?“

„Oh!“, antwortet Frau Zebunke. „Nein, ich sammle eigentlich gar nichts. Bis auf ...“, sie zögert. „Ach, man kann es ja kaum *Sammeln* nennen. So selten, wie ich in meinem Leben am Meer war.“

„Sammeln Sie Muscheln?“, frage ich.

„Nein, Hühnergötter“, sagt Frau Zebunke.

¹ das Küchenbüfett: ein Schrank für Geschirr

² der Malzkaffee: ein Ersatzkaffee aus Getreide (Malz) ohne Koffein



Hühnergott

Als „Hühnergott“ wird ein Stein mit einem (natürlich entstandenen) Loch darin bezeichnet. Vor allem an der Ostseeküste kann man viele „Hühnergötter“ finden. Mit solchen Amulettsteinen konnten nach altem slawischen Volksglauben bestimmte Dinge zu Hause (z. B. die Hühner) vor bösen Geistern geschützt werden.

Das Wort „Hühnergott“ ist ein *Regionalismus*. Es ist nur im ostdeutschen Raum verbreitet. Von 1975 bis 1990 stand das Wort im ostdeutschen *Duden* (Leipzig), seit 2000 ist es nun auch im gesamtdeutschen *Duden* (Mannheim) verzeichnet.

Porzellan malen

Eines Nachmittags im Mai – das ist jetzt schon einige Jahre her – öffne ich das Fenster auf die Meyerbeer. Es ist still draußen. Ich höre mir diese Stille an. Keine Autos, keine Motorräder. Ein Fahrrad surrt¹ vorbei.



Eine Katze maunzt, weiter oben im Haus. Ich höre eine Balkontür. Frau Groschmann geht auf ihren Balkon und hängt Wäsche auf. Ich höre das Rascheln der frisch gewaschenen Laken. Und dazwischen höre ich plötzlich wieder, ganz deutlich, dieses Klirren, nach dem ich damals auf der Suche war. Das Geräusch ist lauter jetzt. Ob das daran liegt, dass Frau Groschmann die Balkontür geöffnet hat? Kommt es etwa von den *Groschmanns*?

Das erstaunt mich. Die Groschmanns sind die letzten, an die ich bei dem feinen Klirren gedacht habe. In meinen Augen handelt es sich bei den Groschmanns um eine ziemlich normale, etwas

¹ surren: (bei Bewegung in einer Richtung) lauter summen

langweilige Familie, bestehend aus Vater, Mutter und einem Teenager-Sohn.

Zuerst fische ich einen Brief aus dem Briefkasten der Groschmanns. Dann klinge ich. *Trrrrr, trrrrr* macht die neumodische Klingel. Frau Groschmann öffnet. Sie bringt den Geruch nach Weichspüler¹ mit, den ich schon auf dem Balkon von ihren Laken gerochen hatte.

„Guten Tag, entschuldigen Sie bitte die Störung, Frau Groschmann“, sage ich, „aber ich habe hier einen Brief für Sie, der bei mir im Briefkasten gelandet ist.“

Ich halte ihr den Umschlag hin.

„Danke, das ist aber nett von Ihnen, Josefine“, sagt Frau Groschmann. Sie sieht den Umschlag an. „Wie konnte das nur passieren?“

„Es war nie Abseits²“, ruft da plötzlich eine Stimme aus dem Zimmer rechts hinter Frau Groschmann, „nämlich weil Beckenbauer noch auf der Torlinie stand – zwei, drei Meter neben dem rechten Torpfosten ...“

„Papa!“, ruft jetzt eine andere, jüngere Stimme aus dem Zimmer links hinten. „Papa! Oh Mann!“

Stille.

„Ist das ... Heinz-Florian Oertel?“, frage ich.

„Nein, das ist mein Sohn“, sagt Frau Groschmann.

Wir sehen uns an.

„Entschuldigen Sie bitte“, sagt Frau Groschmann und geht in die Wohnung zurück, um mir Platz zu machen. „Möchten Sie

¹ der Weichspüler: ein Waschhilfsmittel, das verhindert, dass trocknende Wäsche starr und hart wird

² das Abseits: eine Regel, die in Sportarten wie Fußball, Eishockey und Rugby eine bestimmte Position eines Spielers vor dem Tor untersagt

vielleicht einen Kaffee?“

„Sparwasser, Sparwasser und ... Tor!“, jubelt¹ es in diesem Moment aus dem Zimmer rechts. Das ist jetzt wieder Heinz-Florian Oertel.

Sparwasser, Beckenbauer, Oertel

1974 trafen die Fußball-Nationalmannschaften der Bundesrepublik Deutschland und der DDR in der Vorrunde der Fußball-Weltmeisterschaft aufeinander. Es war und blieb das einzige Aufeinandertreffen dieser beiden deutschen Auswahlmannschaften. Das Spiel fand am 22. Juni 1974 im Hamburger Volksparkstadion statt. Die Mannschaft der DDR gewann die Partie überraschend mit 1:0 durch ein Tor von *Jürgen Sparwasser*. Im Radio der DDR wurde das Spiel von *Heinz-Florian Oertel*, dem bekanntesten ostdeutschen Sportreporter, kommentiert. Kapitän der westdeutschen Mannschaft war *Franz Beckenbauer*, der sein Team trotz dieses verlorenen Spiels zum Gewinn der Weltmeisterschaft führte.

„Papa! Bitte!“, ruft es aus dem Zimmer links.

„Gern“, sage ich.

Ich ahne², dass die Groschmanns doch keine ganz normale Familie sind.

Ich gehe vor Frau Groschmann in die Wohnung hinein. Durch den Flur ins Wohnzimmer.

Und dort sehe ich *sie*.

Es war gar nicht schwierig.

Dort steht sie.

¹ jubeln: seine Freude laut ausdrücken

² ahnen: etwas erwarten, annehmen, vermuten

Mitten im Wohnzimmer der Groschmanns. Eine riesige Suppenterrine¹ aus Porzellan. Sie steht leicht erhöht, und sie ist wunderschön. Sie ist mit großen Blumen bemalt, der Deckel hat einen Goldrand. Oben auf der Terrine sitzt eine kleine Putte². In der Hand hält diese Putte eine Schale, aus der kleine Obststücke aus Porzellan herausrieseln: Weintrauben, Äpfel. Während wir in das Wohnzimmer hineingehen, klirrt der Deckel ganz leicht auf der Terrine. Ein leises, klirrendes Geräusch.

Ich bin stolz auf mich.

Ich habe mein erstes Geräusch gefunden!

Langsam gehe ich an die Suppenterrine heran.

„Die ist ja wunderschön!“, sage ich.

„Das ist Meissener Porzellan“, sagt Frau Groschmann hinter mir.

„Ein Erbstück.“

Meissener Porzellan

Die Porzellanmanufaktur Meissen (im Unterschied zur Stadt Meißen schreibt sich die Porzellanmanufaktur Meissen mit „ss“) war die erste Porzellanmanufaktur in Europa. Sie wurde 1710 gegründet. Lange Zeit galt sie als *die* führende Porzellanmanufaktur. In der Zeit der DDR war die Manufaktur ein Volkseigener Betrieb (VEB), seit 1991 firmiert sie als „Staatliche Porzellan-Manufaktur Meissen GmbH“, Gesellschafter ist der Freistaat Sachsen. Symbol der Manufaktur sind zwei gekreuzte Schwerter. Porzellan aus der Manufaktur Meissen gilt als teuer, Sammlerstücke werden je nach Dekor zu hohen Preisen gehandelt.

„Sammeln Sie Porzellan?“, frage ich.

„*Sammeln* ist vielleicht zu viel gesagt, Josefine“, sagt Frau Grosch-

¹ die Suppenterrine: eine Suppenschüssel aus Porzellan, mit Deckel

² die Putte: eine kleine Engelsfigur, nackte Kindergestalt

mann. „Aber ich habe eine große Schwäche für Porzellan. Wegen der Malerei, wissen Sie? Ich wollte als junges Mädchen gern Porzellanmalerin werden.“



Aber mein Talent hätte sicherlich nicht gereicht dafür. So bin ich Floristin geworden.“

„Sie sind Floristin?“, frage ich. Das wusste ich nicht. Ich dachte immer, Frau Groschmann sei Hausfrau.

„Ja, ich war früher in einem Blumenladen vorn in der Klement-Gottwald-Allee angestellt. Aber ich habe immer von einem eigenen Laden geträumt. Den Traum habe ich immer noch. Ich möchte eigentlich das kleine Ladengeschäft in der Mahlerstraße mieten. Wo vorher die Änderungsschneiderei war? Der Laden steht seit einiger Zeit leer. Dort möchte ich gern einen Blumenladen eröffnen.“

„Das ist eine gute Idee“, sage ich. „Blumenläden gibt es nicht so viele hier.“

„Das ist es ja“, sagt Frau Groschmann. „Eine echte Marktlücke.“

Wir Stochastiker

Wenige Tage später treffe ich Herrn Groschmann auf der Bizetstraße. Er kommt gerade vom Einkaufen, so sieht es aus, denn er trägt drei schwere Taschen.

„Guten Tag, Josefine“, sagt er. „Entschuldigen Sie bitte meinen Witz, als Sie uns letzte Woche den Brief hochbrachten. Ich kann mich manchmal nicht bremsen. Ich übe gerade. Für einen Vortrag.“

„Über ehemalige Sportreporter aus der DDR?“, frage ich.

„Nein, über Stochastik¹“, sagt Herr Groschmann.

„Stochastik“, sage ich zögernd. Ich habe keine Ahnung, was Stochastik ist. Irgendetwas Mathematisches. Aber was genau, das habe ich vergessen. Wenn ich es je gewusst habe.

„Die Stochastik beschäftigt sich mit der Theorie von *Wahrscheinlichkeiten*², Josefine“, sagt Herr Groschmann, während wir Richtung Meyerbeer gehen. „Wahrscheinlichkeitsrechnung! Stochastik war mein Lehrgebiet an der Hochschule für Ökonomie. Bevor viele von uns ... nun, entlassen wurden, könnte man sagen.“

„Hat es denn an Ihrer Hochschule nach dem Mauerfall auch so tiefgreifende Veränderungen gegeben?“, frage ich.

„Ja, Josefine. Reden wir nicht darüber. Sicherlich war es bei einigen der alten Herren eine richtige Entscheidung, sie in den Ruhestand zu schicken. Aber in dem Maß, wie es Entlassungen gab, das war nicht richtig.

Ich habe seit 1991 dann als freier Referent gearbeitet. Die Stochastik, Josefine, ist ein sehr ergiebiges³ Forschungsgebiet. Ich

¹ die Stochastik: ein Teilgebiet der Mathematik, das sich mit Statistik und der Ermittlung von Wahrscheinlichkeiten zufälliger Ereignisse befasst

² die Wahrscheinlichkeit: das Wahrscheinlichsein, eine vermutete Richtigkeit, eine annähernde Gewissheit

³ ergiebig: groß, ertragreich, gewinnbringend

habe erfahren, dass es sich äußerst gewinnbringend bei Versicherungen und Banken unterbringen lässt. Versicherungen und Banken müssen sich sehr viel mit Wahrscheinlichkeiten beschäftigen. Mit zufälligen Ereignissen. Der *Berechnung* des Zufalls. Das machen wir Stochastiker.“

Herr Groschmann lächelt.

Ich mag ihn.

„Und auf diesen Vorträgen imitieren Sie *Stimmen*?“, frage ich.
 „Stimmen konnte ich schon immer gut imitieren“, sagt Herr Groschmann. „Wenn ich das einmal so sagen darf. Damals als Hochschullehrer habe ich meine Studenten immer gut damit unterhalten. Auch heute ist es von großem Nutzen. Heinz-Florian Oertel imitiere ich gern mit seinem Kommentar zum Länderspiel von 1974. Sie wissen schon. Das Sparwasser-Tor. Das legendäre Weltmeisterschaftsspiel in Hamburg? Wie fast alle Spiele eignet sich auch der Fußball sehr gut, um wichtige Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung und des Zufalls zu illustrieren.“

„Wieso?“, frage ich. „Hätten wir denn nicht gewinnen dürfen?“
 „Nein, das wäre eine falsche Interpretation“, sagt Herr Groschmann. „Wir Stochastiker analysieren Mengen. Ergebnismengen. Dann treffen wir unsere Aussagen. Oder ...“, jetzt verändert Herr Groschmann seine Stimme und klingt plötzlich wie Franz Beckenbauer, „... wie sag ich immer? Ja gut, sag ich immer, es gibt nur eine Möglichkeit: Sieg, Unentschieden oder Niederlage.“

„Und ich dachte wirklich, Sie waren früher beim Radio!“, sage ich.
 „Nein“, lacht Herr Groschmann und stellt die Einkaufsbeutel ab, während er die Haustür aufschließt. „Ich habe 1990 bloß meine Stelle als Mathematikprofessor verloren.“

„Den Fall der Mauer haben Sie wohl nicht voraussagen können?“, frage ich.

Herr Groschmann lächelt mich an.

„Vergessen Sie nicht, Josefine, es gibt für uns Stochastiker nur eine Möglichkeit: Sieg, Unentschieden oder Niederlage.“ Und damit geht er die Treppe weiter hoch und in seine Wohnung hinein.

Die Einladung

Vor einigen Jahren, als die Studenten Olaf und Richard in unser Haus eingezogen waren, fanden alle Mieter zwei Wochen später einen Zettel in ihrem Briefkasten. Darauf stand:

Housewarming Party

Hiermit möchten wir alle Nachbarn herzlich zu unserer
Housewarming Party einladen.

Wo? Unsere Wohnung, Parterre links

Wann? Samstag, 20 Uhr

Wir freuen uns auf Ihr Kommen!

Schon am Tag, nachdem die Zettel in den Briefkästen waren, treffe ich Frau Zebunke am Eingang zum Friedhof.

„Guten Tag, Frau Zebunke“, sage ich. „Auch wieder da?“

„Ja“, sagt Frau Zebunke, „die Josefine! So ein Zufall! Wie geht's, wie steht's?“

„Sehr gut, danke“, sage ich. „Und wie geht es Ihnen, Frau Zebunke?“

Frau Zebunke lächelt mich an. Sie hat mich nicht verstanden.

„Und selbst?“, rufe ich etwas lauter.

„Ach Gottchen“, sagt Frau Zebunke. „Es geht! Die Hüfte! Und der Mann?“

„Auch gut“, sage ich. „Danke.“

„Josefine!“, sagt Frau Zebunke. „Sie sind doch ein vernünftiges Mädchen. Was halten Sie denn von diesem Zettel hier, den ich gestern zufällig in meinem Briefkasten gefunden habe?“
Sie gibt mir Olafs und Richards Einladung.

„Ja, Frau Zebunke“, sage ich. „So eine Einladung habe ich auch bekommen. Olaf und Richard möchten mit uns feiern. Das ist doch nett, finden Sie nicht? Das hat noch kein Mieter vorher gemacht! Den Einzug in unser Haus mit einer Party gefeiert?“
„Gehen Sie denn da hin, Josefine?“, fragt Frau Zebunke. „Auf dieses Fest?“

„Ja, Frau Zebunke“, sage ich. „Bestimmt gehe ich da hin. Ich möchte Olaf und Richard doch gern kennenlernen.“
„Also gut!“, sagt Frau Zebunke. „Sie haben mich überredet, Josefine!“ (Dabei habe ich sie gar nicht überredet.)
„Dann gehe ich auch hin.“

Ich glaube, Frau Zebunke ist neugierig auf die neuen Mieter. Auf die Kunststudenten Olaf und Richard.

Am Samstagabend klinge ich bei Frau Zebunke. Dreiviertel acht. *Trrrrrr, trrrrrr*, macht die neumodische Klingel. Frau Zebunke kommt zur Tür gehumpelt und schiebt den Spion auf. Dann öffnet sie. Sie hat ein dunkles, violettes Kleid angezogen. Ich bin erstaunt. Frau Zebunke sieht in diesem dunklen Kleid anders aus als sonst. Frau Zebunke sieht überhaupt anders aus als sonst. Sie hat ihre weißen Haare anders frisiert. Die Haare sind zu einem Dutt¹ zusammengesteckt, aber einige Haarsträhnen fallen sehr kunstvoll daraus hervor und hängen um Frau Zebunkes Gesicht herum. Frau Zebunke sieht aus wie ein junges Mädchen, denke

¹ der Dutt: ein Haarknoten, meist am Hinterkopf

ich, das gerade getobt¹ hat. Und zugleich wie eine gütige² Großmutter aus einem russischen Märchen. Frau Zebunke sieht *schön* aus.

Ich möchte diesen Moment festhalten. Dieses Bild. Wie Frau Zebunke in der Tür steht und mich anschaut. Ich bedaure, dass ich keine Kamera habe. Und dass ich keine schönen Fotos machen kann. Ich fotografiere nicht schön. Weil ich nicht an das Bild denke, sagt Herr Nelles. Man muss beim Fotografieren immer an das *Bild* denken, sagt er. Ich denke nicht an das Bild. Ich denke nur an das *Geräusch*, das der Fotoapparat macht. Wenn man auf den Auslöser drückt. Ich liebe das Geräusch, das Spiegelreflexkameras machen, wenn man auf den Auslöser drückt.

„Guten Abend, Frau Zebunke“, sage ich endlich. „Ich dachte, ich hole Sie vielleicht zu der kleinen Feier nebenan ab?“

Frau Zebunke schaut mich an und wartet. Sie lächelt. Sie hat mich, glaube ich, wieder nicht verstanden.

„Ich möchte Sie abholen! Für die Feier!“, rufe ich, nun etwas lauter.

„Das ist aber lieb von Ihnen, Josefine“, sagt Frau Zebunke.

„Immer herein!“

„Guten Abend!“, sagt hinter Frau Zebunke im dunklen Flur Frau Gebhardt.

„Frau Gebhardt hat mir beim Frisieren geholfen“, sagt Frau Zebunke jetzt ein wenig schüchtern. „Ich bin ja regelmäßig bei ihr in ... Behandlung?“ Frau Zebunke und Frau Gebhardt lachen.

„Aber manchmal ist mir der Weg bis zum Solonplatz zu weit. Dann kommt Frau Gebhardt zu mir.“

¹ toben: sich wild und fröhlich bewegen, ausgelassen herumlaufen und spielen (Kinder)

² gütig: nicht streng, gutmütig, freundlich

Ich bewundere Frau Zebunke. Ja, sie hat ihre Schrullen.¹ Sie ist alt und vergesslich. Sie hört schwer. Sie ist misstrauisch. Aber sie ist auch *hell*.

Ich denke nicht gern darüber nach, wie alt ich werden möchte. Möchte ich vielleicht einhundert Jahre alt werden? Nein, ich glaube nicht. Möchte ich aber vielleicht 88 Jahre alt werden? Vielleicht schon! Es kommt darauf an. Meine Uroma² Ida zum Beispiel ist genau 88 Jahre alt geworden. Sie war auch sehr *hell*. Bis zum Schluss. Wenn, dann möchte ich auf jeden Fall auch hell sein bis zum Schluss. So wie Uroma Ida. So wie Frau Zebunke heute.



Nur mit der Schwerhörigkeit hätte ich ein Problem.

¹ die Schrulle: eine ungewöhnliche, sonderbare, manchmal störende Angewohnheit

² die Uroma: die Urgroßmutter, die Mutter der Großmutter oder des Großvaters

Zu dritt klingeln wir bei Olaf und Richard. *Trrrrr, trrrrr*, macht die neumodische Klingel. Genau wie die von Frau Zebunke. Genau wie die von Frau Gebhardt. Und genau wie meine Klingel. Wir warten darauf, dass jemand öffnet. Wir sind zehn Minuten zu früh gekommen. Ich bin jetzt doch ein wenig aufgeregt.

Richard öffnet die Tür.

„Grüß Gott“, sagt er. Richard kommt, wie gesagt, aus München.

„Guten Abend“, sage ich.

„Guten Abend“, sagt Frau Gebhardt.

„Guten Abend“, sagt Frau Zebunke.

Drei Generationen, denke ich. Wir schauen uns an.

„Ihr seid aber früh dran“, sagt Richard lachend. „Herein!“

Wir gehen zögernd in den Flur der Wohnung. Er ist *sehr* ordentlich und aufgeräumt. Wenn ich ehrlich bin, stehen überhaupt keine Möbel im Flur von Richard und Olaf herum. Die Wände sind ganz weiß. Im hinteren Teil des Flures hängen zwei Lampen an der Wand. Eine rechts, eine links. Sie sind beide rot. Zwischen Küche und Wohnzimmer hängt ein Bild an der Wand. Es zeigt drei schwarze Längsstriche. Nichts weiter. Drei schwarze Längsstriche von unterschiedlicher Breite. Das ist alles.

„Hier in der Küche haben wir etwas zum Essen hingestellt“, sagt Richard. Wir werfen einen Blick in die Küche, die auch sehr ordentlich aussieht und in der ein Büfett aufgebaut ist. „Nur ein paar Kleinigkeiten“, sagt Richard.

Frau Zebunke, Frau Gebhardt und ich haben noch kein Wort gesagt.

Wir staunen. Sind das *Kunststudenten*?

„Olaf ist im Wohnzimmer“, sagt Richard.

Wir gehen hinter ihm her.

„Olaf! Anni Zebunke, Jutta Gebhardt und Josefine König sind schon da.“ Eigentlich sagt er: „san scho da“. Das ist Bayerisch.

Im Wohnzimmer stellt Olaf Gläser auf eine Kiste. Auf eine alte Seemannskiste, so sieht sie aus. Von diesen Kisten stehen mindestens fünf im Wohnzimmer herum, das sonst ebenfalls recht leer und aufgeräumt ist.

Auch im Wohnzimmer sind die Wände weiß. An der Wand rechts neben dem Fenster hängt ein großes Poster. Darauf küssen sich zwei Männer. Ich sehe zu Frau Zebunke hinüber, die ebenfalls auf das Poster starrt. Es sind diese beiden Politiker, Breschnew und Honecker. Ich erinnere mich an meinen Spaziergang mit Herrn Nelles an der *East Side Gallery*. Ich erinnere mich daran, wie auch Herr Nelles von diesem Bild Fotos gemacht hat. Schade, dass er heute nicht zu der Party kommen kann! Er ist in Bonn.

Olaf stellt ein weiteres Glas auf der Seemannskiste ab. Dann sagt er: „Guten Abend, die Damen!“ Dabei schüttelt er unsere Hände. Eigentlich sagt Olaf allerdings „guhdn Ahmd“ statt „guten Abend“. Als echter Dresdner sächselt¹ er ein wenig.

Dialekte in Deutschland

In Deutschland gibt es viele verschiedene Dialekte oder Mundarten. *Bayerisch* und *Sächsisch* sind zwei typische Vertreter für recht ausgeprägte und klar erkennbare Mundarten. Andere bekannte Dialekte sind Schwäbisch (in Teilen Baden-Württembergs und Bayerns), Fränkisch (Nordbayern), Hessisch, Berlinerisch oder Ostfriesisch.

„Setzen Sie sich doch!“, sagt er und zeigt auf die Seemannskisten. „Oh! Und für Sie, Frau Zebunke, der Sessel. Hier bitte.“ Olaf weist auf einen Sessel in der Ecke, der weich, bequem und grün ist.

¹ sächseln: Sächsisch sprechen

Wir sitzen.

Wir staunen.

Die Wohnung von Olaf und Richard ist schön. Sie ist *modern*.

Während Olaf Wasser holt, starren wir auf die beiden sich küssenden Politiker. Als Olaf unsere Blicke sieht, sagt er: „Tolles Kunstwerk, nicht? Ich habe das Plakat erst vor Kurzem auf Ebay gekauft.“

Dann schenkt er uns Sprudelwasser ein.

Frau Zebunke schaut mich an. *Ebay* fällt ganz sicher unter „vielerlei moderne Dinge“. Wenn ich Frau Zebunke jetzt aber erkläre, was *Ebay* ist, verliere ich den Faden mit Olaf. Also ignoriere ich ihren fragenden Blick.

„Dieses Bild!“, sage ich. „Ich habe es schon so oft gesehen. Und trotzdem muss man es sich immer wieder anschauen.“

„Ja“, sagt Olaf. „Weißt du, ich studiere ja *Visuelle Kommunikation*. Ich interessiere mich besonders für Wandgemälde und Graffiti. Berlin ist da genau die richtige Stadt für mich.“

Frau Zebunke schaut noch immer fragend zu mir herüber. Sie weiß nicht, was *Ebay* ist, und sie weiß auch nicht, was visuelle Kommunikation ist.

Ich sehe Frau Gebhardt an. Die trinkt ruhig an ihrem Sprudelwasser und scheint jetzt Olafs Frisur zu analysieren.

„Studiert Richard auch *Visuelle Kommunikation*?“ frage ich.

„Nein“, ruft Richard, der in diesem Moment mit Servietten hereinkommt. „Ich studier‘ Bildhauerei!¹“

„Das da“, sagt Olaf und zeigt auf eine Ecke im Zimmer, „das da ist von Richard.“

¹ die Bildhauerei: die künstlerische Formung und Gestaltung von Skulpturen und Plastiken

Frau Zebunke, Frau Gebhardt und ich sehen in die angewiesene Ecke hinüber. Dort steht ein grober Holzklotz¹. Darauf liegt ein großes Ei aus dunklem Holz. Es sieht ganz glatt aus. Weich und glänzend. Man möchte es am liebsten anfassen und streicheln. Allerdings steckt oben in dem Ei eine Axt aus Metall. Die Skulptur sieht lustig aus. Aber auch ein wenig bedrohlich.

„Das hab ich noch daheim gemacht, in München“, sagt Richard. „Für die Eignungsprüfung. Mein Bruder hat es mir dann hergeholt.“ Richard strahlt. Es klingelt.

Trrrrr, trrrrr.

Nach und nach kommen die anderen Mieter unseres Hauses. Carlos kommt, mein Freund, der Wellenoptiker, mit einer Flasche Wein in der Hand. Dann Sandra Kluge, die Oboistin. Dann Kurt Hübner, der Astronom, auch mit einer Flasche Wein in der Hand. Der Stochastiker Herr Groschmann mit seiner Frau, der Floristin. Nur der Sohn der Groschmanns ist oben geblieben. Und Herr Nelles ist, wie gesagt, in Bonn. Das ist wirklich schade. Noch haben wir seine Frau und seine beiden Töchter nie gesehen.

Es wird ein sehr schöner, lustiger Abend. Alle bewundern den grünen Sessel mit der violetten Frau Zebunke darin. Alle bewundern das glatte, dunkle, glänzende Ei aus Holz mit der Axt darin. Herr Groschmann imitiert Franz Beckenbauer. Wir lachen viel. Ich erkläre Frau Zebunke, was Ebay ist. Ich weiß nicht, ob sie mich versteht. Ihre Wangen sind gerötet. Sie blickt oft auf die beiden sich küssenden Männer an der Wand.

Um halb elf möchte sie in ihre Wohnung hinübergehen. Ich begleite sie. Dann gehe ich zurück, um noch ein weiteres Gläschen Wein mit den Mietern meines Hauses zu trinken.

¹ der Holzklotz: ein großes Stück Holz, meist Teil eines Baumstamms, zum Holzhacken

Holz oder Stein

Irgendwann komme ich natürlich darauf, dass mein *grrrff, grrrff* von Olaf und Richard kommen muss. Besser gesagt von Richard. Studiert er nicht Bildhauerei?

Eben!

Dass ich darauf nicht eher gekommen bin!

Vielleicht stammt das *grrrff, grrrff* von einem Werkzeug, das er für seine Kunstwerke verwendet? Vielleicht schleift¹ er etwas? Glättet etwas? Feilt² etwas? *Grrrff, grrrff*? Ich denke an das dunkle, glänzende Ei aus Holz.

Und dann habe ich eine Idee.

Eine umwerfende³ Idee!

Mit dieser Idee gehe ich bei Olaf und Richard klingeln. Richard öffnet.

„Ja, Mensch, Fi!“, sagt er. „Hallo, herein!“

„Danke“, sage ich.

Ich gehe durch den mir schon bekannten weißen, leeren Flur in die Küche. Richard macht mir einen Tee. Olaf sitzt am Küchentisch und liest in einem Buch.

„Ich möchte etwas mit euch besprechen“, sage ich. „Ich hoffe, ich störe nicht?“

Die beiden schütteln freundlich den Kopf. Sie warten auf das, was ich zu sagen habe. Ich rühre in meinem Tee.

„Neulich musste ich wieder an eure nette Einweihungsparty denken“, sage ich. (Den wahren Grund für meine Idee muss ich natürlich verschweigen.)

„Es geht um Frau Zebunke“, sage ich.

¹ schleifen: eine Oberfläche bearbeiten, glatt machen

² feilen: eine Oberfläche glatt machen, mit einer Feile bearbeiten

³ umwerfend: sehr gut, besonders gut, sensationell

„Die ist ja so herzlich und lieb, die Anni“, sagt Richard.

Ich stutze.

Noch nie hat jemand Frau Zebunke „herzig“ genannt. Aber so, wie er es sagt, klingt es richtig. Als Bayer hat auch Richard etwas sehr Herziges und Liebes. Das finde ich schön.

„Ja“, sage ich. „Frau Zebunke wird in diesem Jahr 85 Jahre alt. Aber außerdem hat sie auch ihr siebzigjähriges Wohnjubiläum! Das heißt, dass Frau Zebunke schon seit *siebzig* Jahren in diesem Haus wohnt. Seit 1938. Seit siebzig Jahren in Berlin, Meyerbeer 26.“

Olaf und Richard staunen.

„An eurem Fest hatte sie so viel Freude“, sage ich weiter. „Und da dachte ich, wir sollten ihr vielleicht eine kleine Party geben? Eine kleine Party im Hof, nur für Frau Zebunke? Ein Sommerfest?“ Die beiden sind von der Idee gleich ganz begeistert. Ich glaube, sie feiern gern.

„Und du ...“, jetzt kommt das Wichtigste. Ich sehe Richard an. Jetzt muss ich die richtigen Worte finden.

„Und du könntest Frau Zebunke vielleicht ein kleines Kunstwerk machen, dachte ich. Eine Skulptur. Nur etwas Kleines. Etwas, was ihr Freude bereiten könnte. Ich glaube, Frau Zebunke hatte in ihrem Leben nicht so sehr viel Freude, vor allem nicht als junges Mädchen. Ein Kunstwerk für sie ... das wäre toll.“

Richard überlegt gar nicht lange. Kaum habe ich zu Ende gesprochen, ruft er schon „ja, klar!“ und „des mach i“. Das bedeutet so viel wie „das mache ich“.

Ich bin glücklich.

Ich werde Richard beim Arbeiten zuhören können! Von meiner Wohnung aus werde ich ihn schleifen, glätten, feilen hören! Und dann werde ich endlich mein *grrrff*, *grrrff* finden. Ich bin ganz sicher.

Nur wenige Tage später sitze ich wieder bei Olaf und Richard in der Wohnung, rühre wieder in meinem Tee und erzähle Richard alles, was ich über Frau Zebunke weiß. Über ihre Eltern, den Pferdemetzger Erwin und die Putzfrau Agnes. Über Lotte. Über Hans. Über die Juden in Weißensee und ihren Friedhof. Über das Versteck. Über das Jahr 1942. Über das Kinderkrankenhaus Hansastraße. Über Frau Zebunkes Vorliebe für jüdische Beerdigungen. Dass sie kein Porzellan sammelt, nur Hühnergötter. Aber dass sie noch nicht so oft am Meer war.

Richard hört aufmerksam zu. Er sieht mich ruhig und freundlich an und ruft nur manchmal dazwischen „krass!“ und einmal „voll krass!“

Ich erkläre ihm, was Hühnergötter sind. Als ich mit meiner Erzählung fertig bin, überlegt er eine Weile.

„Weißt’ Fi“, sagt er, „zuerst, bevor man überhaupt richtig anfängt mit dem Arbeiten, muss man sich für das richtige Material entscheiden. Das *Material* ist sehr wichtig. Du kannst die schönste Skulptur machen, aber wenn das Material nicht stimmt, dann ist alles nix.“

Ich nicke.

„Also Holz oder Stein, frage ich mich gerade“, sagt Richard.



Ich denke an das dunkel glänzende Ei aus Holz mit der Axt darin.

„Vom Charakter her würde ich bei Frau Zebunke eher auf Holz tippen“, sage ich. „Aber ich habe von Bildhauerei keine Ahnung. Nur wegen der inneren Wärme.“

Natürlich denke ich, während ich das sage, nicht an die innere Wärme. Ich denke nur an mein *grrrrff, grrrrff*. Vielleicht kommt dieses spezielle Instrument bei Stein gar nicht zum Einsatz? Das wäre doch schade!

„Vielleicht hast’ recht, Fi“, sagt Richard. „Ich bin aber nicht ganz sicher. Ich werde noch etwas darüber nachdenken. Ich lasse mir etwas einfallen.“

„Was hast du gegen Holz?“, frage ich.

„Ich habe nichts gegen Holz“, sagt Richard. „Ich denke nur nach. Grabsteine, denke ich. Hühnergötter, denke ich. Fi?“

Richard sieht mich an.

„Ja?“ Ich sehe Richard an.

„Grabsteine und Hühnergötter sind aus Stein.“

Schnittig

Die Vorbereitungen für das Sommerfest, das wir für Frau Zebunke organisieren wollen, sind inzwischen in vollem Gang. Alle Mieter, mit denen ich bislang darüber gesprochen habe, sind begeistert. Alle mögen Frau Zebunke ja auch sehr gern. Sie wohnt schon so lange in unserem Haus, dass sich niemand mehr vorstellen kann, es habe je eine andere Person Parterre rechts gewohnt. Wie jemand siebzig Jahre in ein und demselben Haus wohnen kann, ist ohnehin kaum vorstellbar. Nur mit Sandra Kluge habe ich noch nicht über das Fest gesprochen. Und nicht mit Jutta Gebhardt.

Die meiste Zeit verbringt Jutta Gebhardt in ihrem Friseursalon. Der Salon öffnet früh um acht Uhr, außer am Montag. Am Montag öffnet Frau Gebhardt erst um 12 Uhr.

Frau Gebhardt schließt ihren Laden früh selbst auf, überprüft, ob alle Geräte und Scheren am rechten Platz liegen und kocht dann einen Kaffee. Um 18 Uhr schließt Frau Gebhardt, außer am Donnerstag. Am Donnerstag ist bis 20 Uhr geöffnet. Und am Samstag von neun bis eins.

Deswegen ist Frau Gebhardt selten zu Hause. Wenn ich mit ihr über das Sommerfest für Frau Zebunke sprechen möchte, will ich sie aber nicht zu Hause stören. Ich will sie nicht stören, wenn sie sich gerade von ihrem anstrengenden Tag ausruht. Also beschließe ich, sie in ihrem Friseurladen zu besuchen. In ihrem Laden Meyerbeer Ecke Solonplatz.

„Ja, die Josefine!“, sagt Frau Gebhardt, als ich ihren Laden betrete.
 „Herzlich willkommen! Ich freue mich immer, wenn Nachbarn zu mir kommen. Möchten Sie einen Kaffee trinken?“
 „Ja, danke, das ist sehr nett, Frau Gebhardt“, sage ich.
 „Warten Sie einen kleinen Moment, Josefine“, sagt Frau Gebhardt.
 „Ich mache eben noch die Frau Reichert hier fertig, dann komme ich zu Ihnen. Bin heute allein im Laden!“
 „Ja, das macht nichts“, sage ich. „Ich habe Zeit.“

Ich setze mich auf ein Sofa, das vorn am Fenster steht, und trinke Kaffee. Ich sehe Frau Gebhardt bei der Arbeit zu. Momentan dreht sie eine Menge Lockenwickler¹ in das graue Haar der Frau Reichert hinein.



¹ der Lockenwickler: ein runder kleiner Gegenstand, auf den (nasse) Haare aufgewickelt werden, damit sie sich locken

Ich sehe mich um. Der Salon von Frau Gebhardt ist hell und einladend. Es ist sehr sauber überall. Auf dem Fußboden liegen nur ein paar graue Härchen um Frau Reichert herum, sonst nichts. Ich sehe die Shampoo- und Spülungsflaschen, die alle anders aussehen als die, die man im normalen Laden kaufen kann.

Und dann sehe ich die Scheren.

Ich fahre zusammen.¹

Grrrrff, denke ich. *Grrrrff*, *grrrrff*.

Hatte ich mich geirrt? Kam das Geräusch gar nicht von Richard? War es etwa doch kein Geräusch, das er produzierte, wenn er an seinen Skulpturen arbeitete? Bislang hatte ich es unten in der Wohnung zwar sägen und hämmern hören, aber mein Geräusch hatte ich noch nicht gefunden. Was, wenn es von Frau Gebhardt kam, die in ihrer Wohnung jemandem die Haare schnitt? *Grrrrff*, *grrrrff*?

Jetzt sitzt Frau Reichert unter der Haube². Einer Föhn-Haube. „So, Josefine, kommen Sie?“, fragt Frau Gebhardt. Ich fühle mich wie beim Zahnarzt, so aufgeregt bin ich. Eigentlich sollte mir Frau Gebhardt gar nicht die Haare schneiden. Ich wollte mit ihr doch nur über das Sommerfest sprechen! Aber jetzt habe ich die Scheren gesehen. Und ich möchte sie hören.

Jutta Gebhardt wäscht meine Haare. Das ist angenehm. Dann nimmt sie eine dieser Scheren in die Hand, in die andere einen Kamm. Sie kämmt durch meine Haare, dreht den Kamm und schneidet ein paar Spitzen ab.

Aber die Schere macht nicht *grrrrff*. Die Schere macht *rrrrrt*.

¹ zusammenfahren: erschrecken, zusammenzucken

² die Haube: hier eine Vorrichtung, die über den Kopf gestülpt wird, um die Haare zu trocknen, eine Trockenhaube

Die Schere klappert metallisch. Wenn sie die Haare trifft und durchschneidet, macht es *srrrrrt*. Das Geräusch hat nur sehr entfernt Ähnlichkeit mit dem Laut, den ich suche.

Ich weiß nicht, ob ich jetzt enttäuscht oder erleichtert bin.
Srrrrrt, srrrrrt.

Frau Gebhardt erzählt mir, dass sie nicht immer einen eigenen Friseursalon hatte. In der DDR war sie als Friseurin angestellt in einem größeren Salon auf der Klement-Gottwald-, der heutigen Berliner Allee. Dieser größere Salon hieß „Figaro“ und gehörte der PGH „Locke und Welle“ an.

PGH

Die Abkürzung PGH steht für die „Produktionsgenossenschaft¹ des Handwerks“. Seit 1955 gab es in der DDR diese Produktionsform als freiwilligen Zusammenschluss mehrerer Handwerksbetriebe zu einer größeren Genossenschaft.

„Dort habe ich das Friseurhandwerk erlernt“, sagt Frau Gebhardt. „Oftmals liegt das Handwerk ja schon in der Familie.“
Ich muss an Sandra Kluge und ihren Vater denken.

„Bei mir war das nicht so“, fährt Frau Gebhardt fort. „Mein Vater war Fleischer, die Mutter verkaufte im Laden. Friseurin war mein Traumberuf. Ich hatte eine gute Ausbildung. In der PGH *Locke und Welle* habe ich 1985 meinen Meister gemacht. Wir hatten dort wirklich sehr gute Möglichkeiten. Beruflich, meine ich. Engpässe² gab es natürlich auch. Mit dem Material. Kämme, Shampoos, Föhne, Trockenhauben, Pumpstühle³, Nassstrecken⁴ ... Oh! Und Dauerwellflüssigkeit! Manchmal fehlte dies, dann wieder jenes. Insgesamt hatten wir in Berlin aber Glück. Verglichen mit der Provinz, meine ich.

¹ die Produktionsgenossenschaft: in der DDR ein Zusammenschluss von Handwerkern, die sich gemeinsam betätigten

² der Engpass: der Mangel, eine Knappheit an Materialien und Ressourcen

³ der Pumpstuhl: ein Stuhl, dessen Höhe man verändern kann

⁴ die Nassstrecke: eine Installation, die mehrere Waschbecken bzw. Wasseranschlüsse aneinanderreih

Was fehlte

Theoretisch gab es in der DDR fast alle Produkte und Waren des täglichen Bedarfs. Praktisch waren diese aber nicht immer überall zu kaufen. Für einige Produkte (zum Beispiel Papiertaschentücher) gab es immer eine Einkaufsbeschränkung („*Höchstens zwei entnehmen!*“). Für einige technische Waren, für Autos und für Telefonanschlüsse musste man sich anmelden und viele Jahre lang warten. Weit mehr als für Lebensmittel galt der Versorgungsmangel¹ allerdings für alle Bau- und Heimwerkermaterialien² (zum Beispiel Fliesen). Dabei war die Versorgungslage in Ostberlin meist etwas besser als im Rest der DDR.

Und die Menschen kamen zu uns! Unsere Salons waren immer brechend voll³! Das ist ja kein Vergleich zu heute.“
Bei diesen Worten macht Jutta Gebhardt ein energisches Gesicht. Ihre Schere macht *srrrrt, srrrrt, srrrrt, srrrrt*.

„Ich versuche, mir Zeit für meine Kunden zu nehmen“, sagt sie jetzt. „Wenn man einem Menschen den richtigen Haarschnitt verpassen will, dann darf man sich nicht nur von den Kundenwünschen leiten lassen. Nicht nur vom Zufall. Man muss auch den *Typ* ein wenig kennenlernen und beim Schneiden berücksichtigen. Ich meine nicht nur, ob jemand ein rundes oder ein eckiges Gesicht hat. Ich meine die Art, wie jemand *ist*. Vom Charakter her. Auch das spiegelt sich in der Frisur wider.“
„Eine Wissenschaft!“, sage ich.

¹ der Versorgungsmangel: der Mangel, das Fehlen von Materialien und Waren

² die Heimwerkermaterialien: Materialien für handwerkliche Arbeiten

³ brechend voll: sehr voll, übertoll

„Das ist es wohl“, sagt Frau Gebhardt. „Diese Gedanken habe ich allerdings nicht beim Haareschneiden entwickelt, sondern in einem Nagelstudio, wie man es heute nennen würde.“

„Einem Nagelstudio!“, sage ich.

„Mein Ausflug in die Welt der kleinen Scheren“, sagt Frau Gebhardt.

„Aber am Ende sind Sie doch wieder bei den Haaren gelandet“, sage ich.

„Ja,“ seufzt Frau Gebhardt. „Am Ende fehlten mir die Haare. Der Shampooogeruch. Die Föhne. Locken und Wellen! Ich habe viel gelernt bei der Hand- und Fußpflege. Ich habe gelernt, dass ich an den Fingernägeln den Charakter eines Menschen gut einschätzen konnte. Das kommt mir heute zugute. Ich sage immer, die meisten Friseure schneiden nichts als Haare. *Ich* habe auch Nägel geschnitten.“



Die letzten Worte Jutta Gebhardts wiederhole ich in meinem Kopf. *Ich habe auch Nägel geschnitten.*

Ich sehe eine Nagelfeile vor mir.

Ich sehe einen Fingernagel vor mir.

Und dann macht es in meinem Kopf *grrrrff, grrrrff.*

Langsam werde ich verrückt, denke ich.

„Jetzt mache ich mal schnell die Frau Reichert fertig“, sagt Frau Gebhardt in diesem Moment. „Sie haben doch noch ein Momentchen Zeit?“

„Ja, natürlich“, sage ich und betrachte meine Fingernägel.

DAS FEST

La Grande Dame

Vielleicht sollte ich zugeben, dass ich gescheitert¹ bin. Bei der Suche nach meinem Geräusch. Bei der Suche nach meinem *grrrrff*, *grrrrff*. Ich habe mit allen Mietern meines Hauses gesprochen. Ich habe überall geforscht. Ich war bei Professor Hübner unter dem Dach. Ich habe bei Sandra Kluge geklingelt, bei den Groschmanns, Herrn Nelles. Ich war bei Jutta Gebhardt im Salon. Ich habe wegen meines Geräusches sogar ein Fest organisiert! Richard hat deswegen unten gesägt, gefeilt, gehämmert. Ich habe viele interessante Geräusche gehört! Ich habe viel über meine Nachbarn erfahren. Das *grrrrff*, *grrrrff* habe ich nicht finden können.

Am Sonnabend, an dem das Sommerfest stattfinden soll, bauen Olaf, Richard, Carlos und ich seit dem frühen Nachmittag im Hof Bänke und Tische auf. Wir tragen Kisten mit Wasser und Bier. Frau Groschmann bringt Gläser herbei. Jede Menge Gläser. Auf den Tisch legen wir eine weiße Decke.

Herr Nelles hatte seine Familie aus Bonn für dieses Wochenende nach Berlin eingeladen. Seine Frau und seine beiden Töchter. Aber das klappt nun leider doch nicht. „Sie kommen nicht“, hat er mir vor ein paar Tagen gesagt. „Sie kommen nicht?“, wiederhole ich. „Das ist aber schade!“ „Ja, Josefine“, sagt Herr Nelles. „Das ist schade, das finde ich auch. Nehmen Sie es nicht persönlich.“ „Ich nehme es nicht persönlich“, sage ich. „Vielleicht hat Ihre Familie einfach andere Pläne für dieses Wochenende?“

¹ scheitern: nicht zum Ziel gelangen, keinen Erfolg haben, misslingen

„Ich fürchte, sie sind einfach nicht neugierig genug auf Berlin“,
sagt Herr Nelles.

Wie kann man *nicht* neugierig auf Berlin sein?



Um sieben Uhr am Abend trudeln¹ die Mieter unseres Hauses
langsam bei uns unten ein.

Frau Gebhardt bringt zwei wunderschöne Kuchen und die frisch
frisierte Frau Zebunke mit.

„Erdbeer-Sahne und Mohn²“, sagt Frau Gebhardt.

„Matjes-Hering“, sagt Frau Zebunke.

„Aber Sie hätten doch nichts mitbringen müssen“, sage ich.

Die Groschmanns bringen drei Salate: Frau Groschmann trägt
einen Kartoffelsalat, Herr Groschmann einen grünen Blattsalat
mit Tomaten und Oliven darin und der Sohn einen Nudelsalat.

¹ eintrudeln: langsam eintreffen, ankommen

² der Mohn: eine Pflanze mit roten Blütenblättern (Klatschmohn) und kleinen,
schwarzen, essbaren Samen

Prof. Hübner hat viele kleine runde Fleischbällchen gebraten. Er nennt sie *Bulettschen*¹, und es sind so viele, als müssten wir damit die gesamte Meyerbeer versorgen. Carlos hat einen gefüllten Blätterteig² gemacht. Ein riesiges Blech voll. Sandra Kluge bringt türkische Fladenbrote³, die sie in Kreuzberg gekauft hat. Herr Nelles kommt mit einem Kartoffelkuchen. „Eine echte rheinische Spezialität“, sagt er. Und Olaf und Richard haben einen Grill aufgestellt.

„Für Thüringer Bratwürste“, sagt Olaf.

„Und für Forellen“, sagt Richard.

Ich habe noch nie gegrillte Forelle gegessen.

Als alle sitzen, öffne ich zwei Flaschen Champagner. Er heißt „La Grande Dame“. Ich musste es einfach tun.

Für Frau Zebunke.

Und jetzt muss ich eine kleine Ansprache halten. Die erste des Abends. Frau Zebunke weiß nämlich noch gar nicht, dass das Fest heute für sie ist. Sie denkt, es ist ein einfaches Sommerfest.

Jetzt bin ich noch ein bisschen aufgeregter.

Ich stehe auf.

„Liebe Hausgemeinde“, sage ich recht laut und schaue zu Frau Zebunke hinüber. Aber sie sieht mich aufmerksam an und lächelt. Sie versteht mich also.

„Ich möchte mit Ihnen allen heute gern auf die *Grande Dame* unseres Hauses anstoßen, auf Frau Anni Zebunke. Zunächst erst einmal nachträglich: Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag!“ Frau Zebunke schlägt überrascht die Hände an ihren Mund. Ich hebe mein Glas hoch und trinke einen Schluck. Das tut gut. Alle klatschen.

¹ das Bulettschen: kleine Bulette / Frikadelle, kleines Fleischklößchen / Fleischpflanzerl (Bezeichnung regional verschieden)

² der Blätterteig: ein Teig aus Mehl, Salz und Wasser, der in Schichten aufgeht

³ das Fladenbrot: einfaches, rundes und dünnes Brot aus Mehl und Wasser

„Dies ist aber nicht nur eine Geburtstagsfeier“, sage ich laut und langsam. „Wir feiern heute auch ein Wohnjubiläum. In diesem Jahr ist es nämlich genau siebzig Jahre her, dass Frau Zebunke in unser Haus eingezogen ist.“



1938 ist Familie Zebunke in die Meyerbeer 26 eingezogen. Erwin Zebunke, der Pferdemetzger. Agnes Zebunke, die Putzfrau. Und die gerade fünfzehnjährige Anni.“ – Ich mache eine kurze Pause und sage dann: „Frau Zebunke, wir gratulieren Ihnen ganz herzlich zum siebzigjährigen Wohnjubiläum in der Meyerbeer 26. Und das hier“ – ich zeige auf ein verhülltes Etwas auf einem Hocker – „das ist für Sie. Eine kleine Erinnerung an Ihre Mitmieter.“ Bei diesen Worten steht Richard auf, zieht das Tuch von dem Etwas und enthüllt eine kleine Skulptur. Diese stellt er vor Frau Zebunke auf den Tisch.

Ich muss an das Gespräch denken, das ich mit Frau Zebunke auf dem jüdischen Friedhof über diese beiden neuen Mieter hatte. Über Olaf und Richard, die beiden Kunststudenten. Ich muss

daran denken, wie besorgt Frau Zebunke damals war. Ob das auch ordentliche, nette Mieter wären.

Jetzt steht eine wunderschöne Skulptur vor Frau Zebunke. Richard ist wirklich begabt, finde ich. Die Skulptur ist klein und rund und zeigt eine Art Hühnergott. Nur, dass dieser Hühnergott nicht aus Stein ist, sondern aus Holz. Das Holz ist hell und glatt. Man möchte sofort mit der Hand darüber streichen. Ich muss an das dunkle Ei in Richards und Olafs Wohnung denken. Alle staunen.

Noch bevor jemand klatschen kann, steht Sandra Kluge mit ihrer Oboe in der Hand am Tisch. Sie spielt ein Stück. Wir hatten uns vorher darüber unterhalten.

„Es sollte nicht zu traurig klingen“, hatte ich gesagt. „Und es sollte auch nicht zu lang sein.“

Sandra Kluge hatte gelacht.

„Ich finde etwas“, hatte sie gesagt. „Nicht zu traurig, nicht zu lang.“

Jetzt spielt sie ihr Stück. Besonders schön finde ich das Geräusch, das die Klappen an der Oboe verursachen. Wenn Sandra Kluge die Finger auf ihrem Instrument bewegt und sich die Klappen öffnen und schließen.

Das Stück endet mit drei ganz einfachen Tönen, die sie schnell nacheinander spielt. Wie auf einer aufsteigenden Tonleiter. Als Sandra Kluge die Oboe absetzt, klatschen alle.

Frau Zebunke ist sehr gerührt.

„Vielen Dank“, sagt sie.

Dann trinkt sie schnell ihr Glas Champagner aus.

Händchen halten

Ich spüre, dass Frau Zebunke noch immer sehr aufgeregt ist. Ich setze mich neben sie und fasse ihre Hand. Ich halte ihre Hand ein wenig in der meinen. Wie damals auf dem jüdischen Friedhof, als mir Frau Zebunke ihre Lebensgeschichte erzählt hat. Auch heute Abend ist ihre Hand wieder sehr kalt. Immerhin war Frau Zebunke die einzige, die nichts vom Anlass¹ unseres Festes wusste! Ich weiß, dass sie nicht gern im Mittelpunkt steht. Auf der anderen Seite kann man aber kein Fest für jemanden geben, wenn er nicht einmal im Mittelpunkt steht!

Herr Nelles erlöst die Tafel².

„Das war aber ein tolles Stück“, sagt er zu Sandra Kluge. „Was haben Sie denn da gespielt?“

Ich glaube, er kennt sich gut aus mit solchen Situationen. Mit dem Auflockern von Situationen. Mit dem Feiern. Immerhin kommt er aus dem Rheinland.

„Oh, das!“, sagt Sandra Kluge. „Ein kleines Stück von Benjamin Britten. Eines der wenigen Stücke für Oboe solo. Ich spiele es sehr gern. Es gibt nicht so viel Musik für Oboe solo. Meistens spielen wir Werke in etwas größerer Besetzung in unserem Ensemble *Variationen La Follia*.“

„*Variationen* was?“, fragt Jutta Gebhardt.

„Ich werf mal den Grill an“, sagt Richard.

Richard und Herr Groschmann machen sich nun gemeinsam am Grill zu schaffen. Richard wirft ein Streichholz auf die Holzkohle³ und ein Feuer flammt auf. Es knistert und knackt.

¹ der Anlass: der Grund

² die Tafel erlösen: an einem Tisch nach dem Essen das Zeichen geben, dass der „formelle“ Teil des Essens vorbei ist

³ die Holzkohle: fester, schwarzer Brennstoff aus Holz, der zum Grillen verwendet wird



Ich tätschele¹ ein wenig Frau Zebunkes Hand. Sie wird langsam wärmer. Sandra Kluge hat inzwischen das Mundstück von ihrer Oboe abgenommen und vor sich abgelegt. Sie schüttelt ihr Instrument hin und her und bläst von oben hinein.

„Wollen Sie etwa schon einpacken?“, sagt Herr Nelles. „Spielen Sie uns nicht noch etwas Schönes?“

„Später!“, lacht Sandra Kluge. „Zuerst muss ich etwas trinken!“

Nachdem sie ihr Glas halb geleert hat, fährt sie fort: „Wussten Sie, dass die Oboe *das* Instrument ist, das der menschlichen Stimme am meisten ähnelt? Es ist ein Instrument von sehr hoher Gesanglichkeit. Man kann sogar das Vibrato der menschlichen Singstimme damit erzeugen.“

„Ich wüsste gern“, sage ich, „wie man ein so kompliziertes Instrument wie die Oboe so perfekt spielen kann.“

„Ach, die Fingerfertigkeit, das ist das eine. Die *Technik*“, antwortet Sandra Kluge. „Das kann jeder lernen. Das ist nur eine Frage des Fleißes. Eine Frage des Übens. Schnelle Finger kann jeder

¹ tätscheln: streicheln, zärtlich sein

bekommen. Aber der individuelle Ausdruck der Oboe! Der ist bei jedem Spieler, bei jeder Spielerin anders. Etwas daran kann man nicht erlernen. Man fühlt es. Oder man fühlt es nicht.“

„Im Grunde ist das wie mit dem Fotografieren“, sagt Herr Nelles. „Die Technik des Fotoapparates kann auch jeder lernen. Die Technik des Fotografierens. Trotzdem machen nicht alle Menschen schöne Bilder. Im Gegenteil! Eine bestimmte Situation einzufangen, eine Stimmung ... das ist schwierig. Entweder man hat ein Auge dafür oder man hat es nicht. Vieles lässt sich erlernen, nicht alles.“

Frau Zebunkes Hand ist wieder warm und trocken. Ich lasse sie los und lächle sie an. Frau Zebunke lächelt zurück.

„Wussten Sie, Josefine, dass Frau Groschmann eine Buchbinderin sucht?“, fragt sie mich.

„Nein, das wusste ich nicht!“, sage ich.

„Sie hat es mir neulich erzählt. Fragen Sie sie doch einmal“, rät Frau Zebunke. „Heute wäre doch ein guter Anlass.“

Elbflorenz

Um den Grill haben sich neben Richard und Herrn Groschmann nun auch Prof. Hübner und Carlos versammelt. Wir reden gerade über gegrillte Forelle, als Herr Nelles dazukommt.

„Waren Sie denn nun eigentlich in Dresden?“, frage ich ihn.

„Ja, Josefine“, sagt Herr Nelles. „Ich habe dort ein wunderschönes Wochenende verbracht, allerdings ohne meine Familie. Sie hatten keine Zeit, nach Dresden zu kommen.“

„Das ist aber schade“, sage ich.

„Ach, Josefine“, sagt Herr Nelles und sieht mich an. „Was soll ich noch sagen! Dresden ist eine wunderbare Stadt. Die Brühlsche Terrasse! Das Albertinum! Der Zwinger! Alles ist wunderbar!

Dresden

Die Brühlsche Terrasse, das Albertinum und der Zwinger sind berühmte Sehenswürdigkeiten in Dresden. Wegen der hervorragenden Kunstsammlungen ist Dresden ab Anfang des 19. Jahrhunderts auch als „Elbflorenz“ („Florenz des Nordens“ bzw. „Florenz an der Elbe“) bezeichnet worden.

Und die Elbe, die mitten durch die Stadt fließt. Genau wie Sie damals gesagt haben, Fi. Als wir an der Spree standen. Nur ...“ Herr Nelles sucht nach Worten.

Dann sagt er: „Nur *noch* schöner. Ein echtes *Elbflorenz*! Warten Sie einmal!“ Er unterbricht sich.

„Ich habe Fotos gemacht!“

Mit diesen Worten zieht er ein kleines Gerät hervor, auf dem er uns einige seiner Fotos aus Dresden zeigt. Er fotografiert wirklich sehr gut, finde ich.

Eines der Fotos betrachtet Olaf länger. Ich schaue ihm über die Schulter und versuche zu erkennen, was Olaf an diesem Bild so interessant findet. Es zeigt eine Straße, aber sie ist leer. An einer der schön restaurierten Fassaden ist ein auffälliges Plakat in einem Schaufenster angebracht. Vielleicht interessiert ihn das Plakat? Als Kommunikationswissenschaftler? Olaf liest: „15. Dresdner Fachkongress des Frisörhandwerks, *Dresden Hair*.“ Wir sehen zu Frau Gebhardt hinüber.

Sie bemerkt es und schaut uns an. Nein, eigentlich schaut sie nicht *uns* an. Eigentlich schaut sie *Herrn Nelles* an.



Ich drehe mich ein wenig zurück und schaue Herrn Nelles auch an. Noch nie habe ich bemerkt, dass Herr Nelles eigentlich ein attraktiver Mann ist. Ich habe ihn unter diesem Gesichtspunkt einfach noch nicht richtig betrachtet! Er hat schöne Hände, finde

ich, groß und kräftig. Und er hat sehr wache und neugierige Augen. Dunkle Augen, die einen anziehenden Gegensatz bilden zu seinem fast schon weißen Haar. Im nächsten Moment sitzt Herr Nelles mit seinem kleinen Gerät neben Frau Gebhardt. Sie beugen gemeinsam die Köpfe darüber.

„Und ich dachte, er wollte mit mir über Fußball sprechen!“, sagt Kurt Hübner. Er lächelt.

„Andere Dinge sind wichtiger“, sagt Herr Groschmann.

„Möchtest du ein Bier, Josi?“, fragt Carlos.

„Ja, gern“, sage ich.

Das Feuer ist nun soweit hinuntergebrannt, dass Herr Groschmann die Würstchen auf den Grill legen kann. Es riecht schon sehr gut. Eigentlich kann ich gar nicht besonders gut riechen. Ich kann auch nicht besonders gut sehen. Ich kann nur sehr gut hören. Wie das Fett in die Flammen zischelt, zum Beispiel. Wie der Wind in den Bäumen rauscht. Wie über uns ein Flugzeug brummt. Und wie Frau Gebhardt lacht.

Six degrees of separation

Als ich mich wieder an den Tisch setze, sagt Frau Gebhardt aufgeregt: „Stellen Sie sich einmal vor, Josefine! Herr Nelles hat mich in Dresden fotografiert, ohne es zu wissen!“

„Herr Nelles hat Sie *versehentlich fotografiert*?“, frage ich jetzt.

„Ja, schauen Sie einmal, hier!“, sagt Herr Nelles. „Das ist wirklich unglaublich.“

Ich beuge mich über das kleine Gerät, das mir Herr Nelles hinhält. Die Aufnahme zeigt eine Gruppe Menschen vor der Dresdner Kreuzkirche am Altmarkt. Eine Frau in dieser Gruppe könnte in der Tat Frau Gebhardt sein. Da der Bildschirm sehr klein ist, kann ich das nicht zweifelsfrei erkennen. Es *könnte* sein. Frau Gebhardt ist sich sicher.

„Ich war an diesem Wochenende ja auf der Frisörtagung in Dresden“, sagt sie. „Ich fahre meistens auf diese Tagungen. Für den Sonntag hatte die *Dresden Hair* einen Stadtrundgang organisiert. Das machen sie immer. Ein touristisches Programm für die Besucher des Kongresses.“

Während Frau Gebhardt erzählt, höre ich plötzlich neben mir, ganz in der Nähe: *grrrff*.

Grrrff, grrrff.

Ein Schreck fährt mir über den Rücken direkt in den Magen hinein.

„Diese Fachtagungen sind ja immer sehr informativ für uns“, sagt Frau Gebhardt.

Jetzt sehe ich mich unauffällig um. Ich sehe zum Grill hinüber. Vielleicht schabt jemand am Rost? Aber der Grill ist leer, die graue Asche liegt noch darin. Ich schaue zum Büfett. Dort steht niemand, alle sitzen am Tisch und unterhalten sich. Ich schaue die Tafel entlang. Sandra Kluge hat vor sich eine geöffnete Schachtel. Die Schachtel enthält Mundstücke für ihre Oboe. Eines davon hält

sie in der Hand. Sie prüft das Holz, drückt hier ein wenig und da ein wenig. Dann nimmt sie ein kleines Messer.
Ich halte den Atem an.

„Dieses Jahr ging es auf der Tagung in Dresden um Haarfärbungen und Allergien“, sagt Frau Gebhardt. „Sie wissen ja nicht, Josefine! Kontaktallergien! Das ist immer ein Thema für uns Friseure. Ist das auch ein Thema für Buchbinder?“

Sandra Kluge setzt das Messer an das dünne Holz des Mundstücks. Dann fährt sie mit der Klinge an diesem Holz entlang.
Grrrrff, macht es, *grrrrff*.

„Phenylendiamin, Aminophenol – das sind unsere Feinde“, sagt Frau Gebhardt. Sie sieht mich an.

Ich habe von ihrer Rede nur das Wort „Buchbinder“ verstanden.
„Interessant“, sage ich.

„Und die *Dresden Hair* fand dieses Jahr eben zufällig an dem Wochenende statt, an dem Herr Nelles auch in Dresden war. Das ist doch ein unglaublicher Zufall, finden Sie nicht?“

Grrrrff, *grrrrff*, *grrrrff*.

„Ich fasse es nicht!“, sage ich.

„Ja, das ist wirklich ein merkwürdiger Zufall“, sagt Herr Nelles und sieht dabei Frau Gebhardt an. „Wir waren zusammen in Dresden und wussten es nicht. Das Auge der Kamera ist manchmal schlauer als wir.“

„Geht es Ihnen gut, Josefine?“, fragt Herr Nelles, als er sich wieder zu mir wendet. „Sie sehen etwas blass aus.“

„Danke“, sage ich, „mir geht es hervorragend. Das muss das Licht sein.“

„Es ist ein komisches Gefühl, sich selbst auf einem Foto zu erkennen“, sagt Frau Gebhardt. „Ich meine, auf einem Foto, von dem man selbst nichts wusste! Auf einem *fremden* Foto! Sehr eigenartig. Wer weiß, wo wir überall drauf sind. Und wir wissen nichts davon!“

„Herr Nelles macht wirklich schöne Bilder“, sage ich. „Finden Sie nicht?“

„Oh!“, sagt Herr Nelles. „Danke. Es geht ja wie von selbst, wenn man schöne Motive findet!“ Er sieht Frau Gebhardt an.

Frau Gebhardt sieht ihn an.

„Bei Gelegenheit zeige ich Ihnen einmal meine Privatsammlung“, sagt Herr Nelles jetzt und lacht übermütig.

„Darauf freue ich mich“, sagt Frau Gebhardt.

Ich gehe hinüber zu Sandra Kluge. Sie hat aufgehört mit dem *grrrrff, grrrrff* und scheint mit dem Ergebnis ihrer Arbeit zufrieden zu sein. Sie lacht mich an.

„Na, Josefine, jetzt haben Sie es herausgefunden, nicht wahr?“

„Herausgefunden ...?“ Ich starre sie an.

„Sie dürfen sich nicht wundern. Herr Groschmann hat mir gesagt, dass Sie Geräusche sammeln. Da haben wir ... da haben wir eine Wette abgeschlossen. Sie dürfen nicht böse sein. Die Wette lautete, ob Sie das Geräusch hören würden, das ich mit meinem Messer mache. Und Sie *haben* es gehört! Sie haben es wirklich gehört! Das wusste ich schon damals, als Sie bei mir geklingelt haben. Herzlichen Glückwunsch, Josefine. Ich habe meine Wette verloren.“

Sandra Kluge und ich sehen zu Herrn Groschmann hinüber. Der steht auf. Er ist rot im Gesicht, sieht mich verlegen¹ an und räuspert² sich.

„Der heutige Abend hat uns wieder Großes gelehrt“, sagt er.

„Große Dinge über das menschliche Zusammenleben. Große Dinge über den Zufall. Große Dinge über Wahrscheinlichkeiten.“ Er blickt in die Runde.

Alle schauen ihn erwartungsvoll an.

Ich kann es noch immer nicht fassen. Eine *Wette*.

¹ verlegen: befangen, beschämt, unsicher, peinlich berührt

² sich räuspern: sich mit einem Laut die Stimme freimachen

„Wie die kleinen Kinder glauben wir Menschen gern an den Zufall“, sagt Herr Groschmann. „Der Zufall macht uns Freude. Doch der Zufall ist ein Irrglaube, wie uns die Wissenschaft lehrt. Es gibt keinen Zufall. Der Zufall ist nur eine Wahrscheinlichkeit, die wir nicht als solche erkannt haben. Ein Beispiel.“

Er zögert.

„Für wie wahrscheinlich halten Sie es, dass mindestens zwei von uns hier am Tisch am gleichen Tag Geburtstag haben?“

Herr Groschmann macht eine kleine Pause und sieht uns an. Ich kann aber nicht an Geburtstage denken. Ich kann nur eines denken: *eine Wette. Eine Wette!* Ich weiß nicht, ob ich belustigt bin oder gekränkt. Sandra Kluge legt ihre Hand auf meinen Arm und schüttelt den Kopf.



„Sehr unwahrscheinlich, sagen Sie?“, fährt Herr Groschmann jetzt fort. Dabei lächelt er mich an, als wollte er sich entschuldigen. „Ein Zufall, sagen Sie? Fast ausgeschlossen, sagen Sie? Ich sage: nein. Die Mathematik lehrt uns: bei 12 Menschen beträgt die

Wahrscheinlichkeit, dass mindestens zwei davon am selben Tag Geburtstag haben, schon fast 17 Prozent.“

„*Nichts* ist Zufall“, fährt Herr Groschmann fort. „*Alles* ist Wahrscheinlichkeit. Ein anderes Beispiel. Bevor wir Mieter hier in diesem Haus wurden, kannten wir einander schon. Ja, wir alle kannten uns! Da staunen Sie! Wir kannten uns über sechs Ecken. Über sechs Ecken kennt nämlich jeder jeden in dieser Welt. *Kleine-Welt-Phänomen* nennen wir es oder *Six degrees of separation*. Wir alle kennen uns, auch wenn wir uns natürlich nicht *persönlich* kennen! Aber wir sind doch miteinander verbunden. Dass Herr Nelles unsere Frau Gebhardt in Dresden fotografiert hat, ist also überhaupt kein Zufall. Herr Nelles kannte Frau Gebhardt ja schon, *bevor* er überhaupt in unser Haus eingezogen ist!“

Wieder macht Herr Groschmann eine kleine Pause. Ich habe schon eine Gänsehaut vom Zuhören. Oder ist es der kühle Abendwind? Ich sehe zu Frau Zebunke hinüber. Sie lächelt mich etwas geistesabwesend an.

„Warum aber ausgerechnet *Meyerbeer 26*?“, fragt Herr Groschmann nun. „Das ist doch die Frage. Warum ausgerechnet *dieses Haus*? Warum haben wir uns, jeder für sich, für diese bestimmte Wohnung in diesem bestimmten alten Mietshaus in Berlin-Weißensee entschieden? Statistisch gesehen hat jeder von uns doch noch mindestens drei weitere Wohnungen angesehen! Warum also diese hier? Zufall, sagen Sie?

Dann hätten Sie eine Münze werfen können. Nein, dann hätten Sie eine Münze werfen *müssen*! Dann wären wir eine *wirklich zufällige* Hausgemeinschaft. Das sind wir aber nicht. Wir haben einen Sinn. Weil Sie keine Münze geworfen haben. Weil Sie eine informierte Entscheidung getroffen haben. Sie – wir alle, meine

lieben Mitbewohner – haben sich leiten lassen von den Informationen, die Ihnen vorlagen. Sie haben eine Frage für sich beantwortet: Würden Sie sich in diesem Haus, würden Sie sich in der Meyerbeer 26, *wahrscheinlich* wohlfühlen?“

Pause. Herr Groschmann trinkt einen Schluck Wasser. Er kann wirklich sehr gut reden, finde ich. Er setzt sein Glas ab und sagt lächelnd: „Natürlich habe ich auch dazu eine Theorie. Meine Theorie lautet: Frau Zebunke.“

Ich sehe wieder zu Frau Zebunke hinüber, die noch immer etwas abwesend wirkt. Vielleicht versteht sie gar nichts von dem, was Herr Groschmann sagt. Aber sie sieht glücklich aus.

„Ich erkläre das“, fährt Herr Groschmann fort. „Frau Zebunke wohnt unten rechts. *Das* ist der Schlüssel zu allem. Würde sie oben links wohnen, sähe unsere Welt ganz anders aus. Warum?

Nun, wir alle haben dieses Haus hier an einem bestimmten Tag zum ersten Mal betreten. Versuchen Sie, sich an diesen Moment zu erinnern! Versuchen Sie es! Erinnerung ist alles! Wir kommen von der Straße, ja, und was sehen wir? Als Erstes sehen wir die bunten Blumenkästen vor Frau Zebunkes Fenstern. Dann ihre Gardinen. Ein Fenster steht offen. Es ist still. Das Haus wirkt einladend. Im Hausflur riecht es, wenn wir unten an Frau Zebunkes Tür vorbeigehen, nach Apfelkuchen. Oder nach Sauerbraten¹. Nach Malzkaffee.“

Ich staune. Diese Gerüche habe ich niemals bewusst wahrgenommen! Ja, es stimmt, es riecht gut, wenn man in unser Haus tritt. Aber Apfelkuchen? Sauerbraten? Malzkaffee?

¹ der Sauerbraten: ein typisches deutsches Gericht (Schmorbraten), meist aus Rindfleisch, das vor dem Kochen in eine saure Soße („Beize“) eingelegt wird

Ich versuche, mich zu erinnern. An *mein* erstes Mal. Als ich zum ersten Mal unser Mietshaus betreten habe. Berlin, Meyerbeer 26. Ich erinnere mich, dass es ganz still war. Dass ich die Standuhr aus Frau Zebunkes Flur hören konnte. Das tiefe *tick-tock*. Langsam und tief. *Tick-tock*. Ich kann mich an dieses Geräusch ganz genau erinnern. Dann plötzlich ein tiefes *dong-dong*. Zwei Uhr!, habe ich damals gedacht. Ich war also pünktlich. Ich erinnere mich, wie der Fußboden knarrte im Vorbeigehen. Ein Knarren, das mich an meine Kindheit und an das Haus meiner Großeltern erinnerte.

„Wir nehmen diese kleine Welt wahr“, fährt Herr Groschmann fort. „Den sauberen Türvorleger¹. Den Strohlumenkranz² an der Tür. Das alles gefällt uns. Wir alle, die wir hier eine Wohnung gemietet haben, sind zuerst durch Anni Zebunkes Welt gegangen. Etwas daran hat uns gefallen. Etwas daran hat uns berührt. Etwas daran hat unser Vertrauen geweckt. Etwas daran hat sich in unserem Gehirn festgesetzt und unsere Entscheidung beeinflusst. Ich sage also: Es ist kein Zufall, dass wir hier wohnen. Wir sind keine zufällig zusammengewürfelte Hausgemeinschaft. Denn es gibt keinen Zufall! Wir sind ...“
Herr Groschmann blickt sich um. Dann atmet er tief.
„Wir sind *Anni Zebunkes* Hausgemeinschaft.“

Für einen kleinen Moment ist Stille. Herrn Groschmanns Worte verklingen im Berliner Nachthimmel. Dann klatschen wir.
„Bravo!“, ruft Herr Nelles.
Wir sehen zu Frau Zebunke hinüber.
Aber Frau Zebunke ist eingeschlafen. Tief und fest.

¹ der Türvorleger: eine Matte, die vor der Tür zum Säubern der Füße dient

² der Strohlumenkranz: ein geflochtener runder Kranz aus getrockneten Blumen

Wir stehen langsam von der Tafel auf. Das Fest ist zu Ende. Ich gehe zu Frau Groschmann hinüber.

„Ich habe gehört, dass Sie eine Buchbinderin brauchen?“, frage ich.

Frau Groschmann starrt mich überrascht an.

„Eine ... *was?*“

„Oh, verzeihen Sie“, sage ich. „Ich dachte, Sie suchten eine Buchbinderin. Das hat mir Frau Zebunke erzählt.“

„Eine Buchbinderin ... da muss sie etwas durcheinandergebracht haben, unsere Frau Zebunke“, sagt Frau Groschmann.

Wir sehen zu Frau Zebunke hinüber. Sie schläft weiterhin, das Kinn ist ihr tief auf die Brust gesunken. Wir sollten sie aufwecken und in ihre Wohnung bringen, denke ich.

„Entschuldigen Sie“, sage ich, „vielleicht habe auch *ich* etwas durcheinandergebracht.“

Wir gehen zu Frau Zebunke hinüber.

„Moment mal!“, sagt Frau Groschmann plötzlich und fasst mich am Arm. „Natürlich!“, lacht sie. „Nein, keine Buchbinderin. Ich suche keine Buchbinderin. Ich suche eine *Blumenbinderin*. Halbtags. Für meinen Blumenladen. In der Mahlerstraße. Habe ich Ihnen von dem Laden nicht erzählt?“

Wir schauen uns an.

„Vielleicht ist das gar keine schlechte Idee!“, sagt Frau Groschmann. „Josefine. Wollen Sie denn nicht bei mir im Laden etwas aushelfen, wenn Sie möchten? Stundenweise? Und ich zeige Ihnen, was ich über Floristik weiß? Eine ganze Stelle kann ich jetzt am Anfang ohnehin nicht besetzen.“

Ich schaue in den Berliner Abendhimmel. *Blumen*, wiederhole ich für mich. Ich muss an unsere vielen Blumenkästen vorne an unserem Haus denken. Auf unseren Balkonen. *Blumen!* Ich über-

lege, ob Geräuschesammlerin wirklich ein Beruf mit Zukunft ist. „Das würde ich gern ausprobieren, Frau Groschmann“, sage ich schließlich.

„Das freut mich“, sagt Frau Groschmann. „Ehrlich“.

Und dann wecken wir Frau Zebunke auf.

DIE FOTOS



Alle Fotos für dieses Buch entstanden im
Sommer 2010 an den Originalschauplätzen in Berlin.

© Sophie Caesar

WEITERLESEN

- Etzold, Alfred: *Ein Berliner Kulturdenkmal von Weltgeltung. Der jüdische Friedhof in Berlin-Weissensee*. Berlin 2006.
- Friedländer, Saul: *Die Jahre der Vernichtung. Das Dritte Reich und die Juden 1939-1945*. München 2006.
- Herrmann, Dieter B.: *Astronom in zwei Welten. Autobiographie*. Halle/Saale 2008.
- Herrmann, Dieter B.: *Blick in das Weltall. Die Geschichte der Archenhold-Sternwarte*. Berlin 1994.
- Juden in Weißensee*. Hrsg. v. Kulturstadt Weißensee und dem Stadtgeschichtlichen Museum, Berlin 1994.
- Knobloch, Heinz: *Berliner Grabsteine*. Berlin 1987.
- Melcher, Peter: *Weissensee. Ein Friedhof als Spiegelbild jüdischer Geschichte in Berlin*. Berlin 1987.
- Püschel, Walter: *Spaziergänge in Weißensee*. 2. Aufl. Berlin 1998.
- Rennert, Jürgen, Riemann, Dietmar: *Der gute Ort in Weissensee*. Berlin 1987.
- Riesenburger, Martin: *Das Licht verlöschte nicht*. 2. Aufl. Berlin 1984.
- Scheer, Regina: *Im Schatten der Sterne. Eine jüdische Widerstandsgruppe*. Berlin 2004.
- Strauch, Dietmar: *Adagio – Feld O. Biographische Recherchen auf dem Jüdischen Friedhof Berlin-Weißensee*. Berlin 2008.

